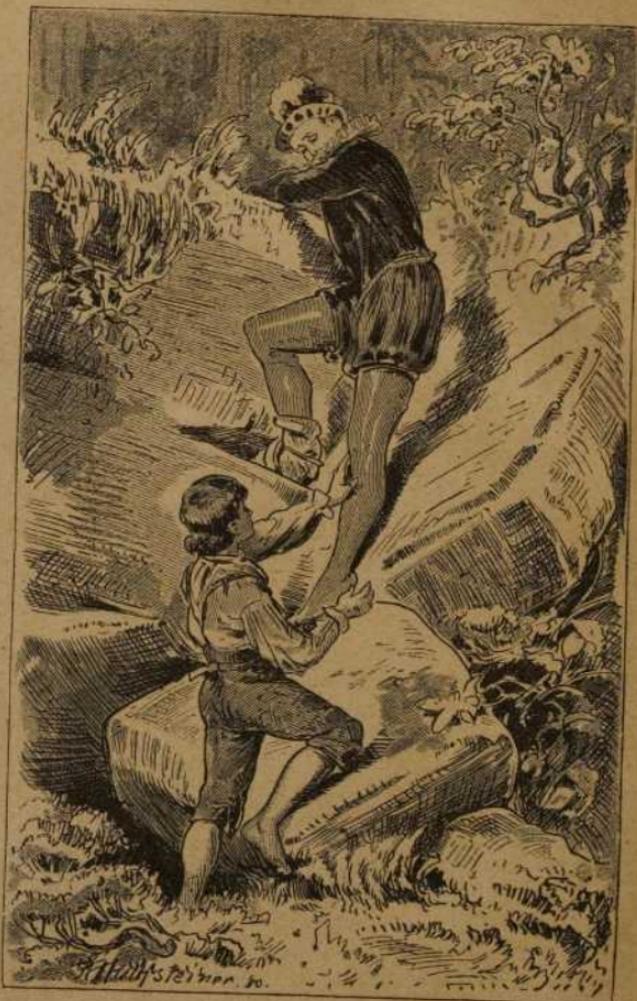


Michael,
Die jungen Lebensretter.

Francis A. Mearns.

52

1 -



Man mußte mehrere Felsblöcke überschreiten (S. 10).

Universalbibliothek für die Jugend.

Die jungen Lebensretter.

Zwei Erzählungen

nach dem Französischen der Mad. de Bawr

von

G. Michael.

Inhalt:

Billy Patterson oder Hirtenknabe und Edelmann.

Maria Rosa oder Die Perle von Némi.

Mit zwei Abbildungen.



Stuttgart.

Druck und Verlag von Gebrüder Kröner.

Sämtliche in die „Universalbibliothek für die Jugend“ auf-
genommenen Werke sind von bewährten Pädagogen und Jugend-
schriftstellern ausgewählt, resp. bearbeitet.

H/5 238500

INTERNATIONALE
JUGEND
BIBLIOTHEK
München

Billy Patterson.

Es war am Abend eines heißen Augusttages.

Ein armer schottischer Waisenknaabe hatte die ihm anvertraute Schweineherde zusammen getrieben und sich am Bergeshang gelagert, um sein dürftiges Mahl zu halten. Von seinem erhöhten Felsensitze konnte er die schönen Ufer des Nithflusses überblicken, der tief unten das fruchtbare Thal durchschlängelte; weiterhin konnte er die glänzenden Fenster des Städtchens Dumfries sehen, und ganz im Hintergrund die hohen Berge der englischen Grenze, welche dieses ganze reizende Thal gleich einer Schutzmauer umgürten.

Billy Patterson — so hieß der kleine Hirte — bekümmerte sich aber wenig um alle diese Naturschönheiten. An ihren Anblick von Kindheit auf gewöhnt, ahnte er nicht einmal, daß seine Wiege an einem der schönsten Punkte von ganz Schottland gestanden hatte. Seit seinem neunten Jahre — er war jetzt schon sechzehn alt — hütete Billy auf diesen Bergen die Schweine, und es giebt keinen Fußpfad in den zerrissenen Felsklüften, keinen Bach, keinen Strauch und Baum in weitem Umkreise, der ihm nicht bekannt gewesen wäre. Seine Augen schweiften gedankenlos ins Weite und nur ein Punkt vermochte sie zu fesseln: das Dach des Pachthofes dort unten, wo er geboren und aufgewachsen war, wo er jeden Abend die Menschen wiederfand, die für ihn die einzigen in der Welt waren.

Bertieft in den Anblick dieses Daches mit dem einladend rauchenden Schornstein, laute der arme Hirtenknaabe eifrig an einem großen Stück Schwarzbrot und hatte es nicht bemerkt, daß er schon seit einigen Sekunden nicht mehr allein war. Ein Mann von etwa vierzig Jahren,

dessen blasse, abgemagerte Züge die Spuren edler Abkunft trugen, dessen hohe, ritterliche Gestalt jedoch von Mühsal und Anstrengung gebeugt erschien, hatte sich langsam von Felsen zu Felsen fortgeschleppt, bis in seine Nähe.

„Willst du mir wohl dieses Stück Brot verkaufen, mein Junge?“ sagte der Fremde mit matter Stimme, indem er ein Geldstück hervorzog.

„Mein Brot?“ fuhr Billy erschrocken auf. „Mein Brot verkaufen? Da müßte ich ja hungrig zu Bette gehen. Ich habe seit sechs Stunden nichts gegessen!“

„Und ich seit sechzig Stunden,“ erwiderte der Fremde in so leisem Tone, daß man es kaum verstehen konnte; er sank in völliger Erschöpfung neben dem Knaben zusammen bei diesen Worten.

„Sechzig Stunden gehungert!“ rief Billy entsetzt, „da, da — nehmt, ich gebe es Euch umsonst, ganz umsonst!“

„Nur die Hälfte davon, gutes Kind, nur einen Bissen.“

„Nein, nein, Ihr müßt es ganz behalten! Ich kann mir schon anderes Brot im Hof unten holen; die alte Rachel ist nicht so knickerig, und wenn auch, — so gehe ich zu Dolly. Dolly ist gut, die liebe kleine Dolly. Wenn ich ihr erzähle, daß ein schöner vornehmer Herr, der seit sechzig Stunden . . .“

Der Unbekannte, der sich mit wahren Heißhunger über das schwarze Brot her gemacht hatte, hielt einen Augenblick in seiner gierigen Mahlzeit inne, um den Knaben dringend zu bitten, daß er ihre Begegnung keiner Menschenseele verraten möge.

„Ich kann dir keine Erklärung darüber geben, warum du schweigen sollst,“ sprach er, „aber eines magst du wissen: die geringste Unvorsichtigkeit, ein einziges Wort, kann mir das Leben kosten. Und ich denke doch, mein braver Junge, du wirst mich nicht töten wollen, nachdem du mich soeben erst vom Verschwachten errettet hast!“

„Gott soll mich bewahren!“ rief Billy, indem sich seine großen blauen Augen mit Thränen füllten, „ich werde keiner Seele ein Wort sagen, verlaßt Euch darauf!“

Der Fremde schien überrascht, bei einem Burschen wie Billy so viel wahres Gefühl zu finden; er drückte die

Hand des jungen Hirten mit dem Ausdruck der innigsten Dankbarkeit.

„Seid Ihr denn aber nun auch satt?“ fragte ihn dieser teilnehmend.

Auf des Fremden Erwiderung, daß er nur noch von Durst gequält werde, zog Billy einen Holzbecher aus seiner Tasche, und war in zwei Sprüngen an einer benachbarten Quelle, wo er den Becher mit frischem Wasser füllte.

„Wir trinken aus derselben Quelle unten im Pacht-hof, lieber Herr,“ sagte er, dem Fremden den Becher bietend, „und ich glaube nicht, daß es in ganz Schottland eine klarere giebt.“

Der Unbekannte leerte den Becher auf einen Zug und fragte dann, sich erquickt aufrichtend:

„Von welchem Hofe sprichst du, mein Sohn?“

„Von dem da unten, den Nikolaus Jeffrey in Pacht hat,“ antwortete Billy.

„Nikolaus Jeffrey?“ wiederholte der Fremde, „und ist das dein Vater?“

„Ei ja doch, mein Vater!“ lachte Billy; „Jeffrey ist einer der reichsten Pächter von Dumfries-Schire.“

„Nun, der reichste Pächter des Landes könnte doch auch einen Sohn haben?“

„Ja freilich,“ sagte der Hirtenknabe mit jenem feinen Lächeln, das seine hübschen Züge so eigentümlich zu verklären pflegte, „ja freilich könnte er einen Sohn haben, aber er würde ihn nicht die Schweine hüten lassen!“ —

„Nun ich denke, ich werde sie auch nicht allzu lange mehr hüten,“ fügte er, plöblich wieder ernst werdend, hinzu.

„Sehen Sie, lieber Herr, wie groß und stark ich schon bin! — Meinen Sie nicht auch, daß ich bald das Militärmaß haben werde? Und dann, — sagt der Sergeant Braun — dann gebe ich einen guten Soldaten ab. Ach, wenn ich doch nur schon das Maß hätte!“

„Der Sergeant Braun?“ fragte der Fremde so aufmerksam, als hätte er nur dieses einzige Wort gehört, „ihr habt also Militär hier in der Gegend?“

„Das will ich meinen! Sie müssen ja die Feinde des Königs überwachen, die Malcontenten, wie sie sich nennen.“

„Und streifen die Soldaten oft in diesen Bergen?“

„Zuweilen, wenn sie einem der Verdächtigen nachspüren; aber gewöhnlich sind sie in ihren Quartieren in Dumfries, Lochmaben und Langholm dort unten, — seht Ihr, da links drüben, wo die Fenster so in der Sonne blitzen.“

„Es kann kaum drei Meilen von hier sein.“

„Weiter nicht,“ bestätigte Billy, und indem er einen scheuen Blick rundum warf, fügte er halblaut hinzu: „Darum rate ich Euch, nicht nach dem Thal hinab zu gehen, wenn Ihr die Notröcke vermeiden wollt.“

„Unglücklicherweise,“ erwiderte der Fremde, „kann ich weder auf diesem, noch auf einem andern Weg in Sicherheit zu gelangen hoffen. Mein Pferd ist an der Grenze von Northumberland vor Müdigkeit gestürzt, und ich mußte meine Reise zu Fuß fortsetzen. Da habe ich gestern Nacht im Dunkeln einen bösen Fall gethan. Es scheint, ich habe meinen Fuß arg beschädigt, denn seit den letzten Stunden werden die Schmerzen darin ganz unerträglich!“

Die Züge des Unbekannten drückten tiefe Niedergeschlagenheit und heftige körperliche Schmerzen aus. Mit Billys Hilfe versuchte er den kranken Fuß vom Stiefel zu befreien. Es war unmöglich. Billy mußte sein Messer nehmen und das Leder ausschneiden; es zeigte sich eine so starke Geschwulst des Knöchels, daß der Kranke tief bestümmert aufseufzte und ratlos vor sich hin starrte. Sein junger Ketter aber lief schnell entschlossen wieder zu der Quelle und holte frisches Wasser, um die schmerzende Geschwulst zu kühlen.

Mit dem Taschentuch des Fremden wurde hierauf ein notdürftiger Verband angelegt, und die Schmerzen ließen in etwas nach. Der Kranke wagte den Versuch, einige Schritte zu gehen, aber vergebens; er war unfähig, mit dem entzündeten Fuß aufzutreten. Er warf einen verzweifelten Blick nach seinem jungen Gefährten und sank wieder auf den Rasen nieder.

Billy hatte nicht nur ein gutes weiches Gemüt, er hatte auch eine lebhafteste Phantasie, und so mußte ein Abenteuer wie dieses ihn, der noch so wenig mit fremden Menschen verkehrt hatte, über die Maßen aufregen. Von

Minute zu Minute interessierte er sich mehr für seinen kranken Schülking; es wäre ihm unmöglich gewesen, denselben zu verlassen, ohne ihn wohl geborgen zu wissen. Wie sehr er auch den öffentlichen Angelegenheiten fern stand, hatte er doch eine dunkle Ahnung, daß er sich selbst einer Gefahr aussetze, indem er den Flüchtling seinen Verfolgern zu entziehen strebte. Aber Billy war sechzehn Jahre alt, und in diesem Alter ist das Romantische einer persönlichen Gefahr nur ein Sporn mehr zu kühnen Thaten.

Er begann also damit, den Unbekannten zu fragen, ob er in der Nähe irgend einen Freund habe, den man benachrichtigen könnte. Auf die traurig verneinende Antwort rief der wackere Bursche entschlossen: „Nun, dann müssen wir allein zusammen fertig werden!“

„Wenn ich Euch nur zweihundert Schritte von hier fortbringen könnte,“ fügte er hinzu, „so wollte ich Euch an einem Orte bergen, wo kein Soldat Euch jemals aufspüren sollte!“

„Wo ist dieser Ort? Ich werde ihn erreichen!“ rief der Fremde mit neu erwachendem Lebensmut.

„Es ist eine tiefe Felsenhöhle, ganz mit Gesträuch umgeben, in die ich mich oft bei ausbrechendem Gewitter geflüchtet habe. Wenn sie ein klein wenig mehr Licht hätte, gäbe sie ein schönes Zimmer, aber zum Schlafen braucht man ja kein Licht; ihr werdet dort ein weiches Mooslager finden, das ich erst vor wenig Tagen zurecht gemacht habe. Morgen früh, wenn ich wieder komme, könnt Ihr dann auf ein tüchtiges Stück Brot zum Frühstück rechnen, und vielleicht noch etwas dazu; denn ich sehe wohl an Euren feinen Kleidern, daß Ihr ein großer Herr seid, der nicht an trockenes Schwarzbrot gewöhnt ist wie unsereiner.“

Der Unbekannte ergriff die Hände des jungen Hirten und drückte sie fest zwischen den seinigen: „Ein wenig Brot,“ sagte er mit gerührter Stimme, „und die Hilfe eines solchen Schutzengels wie du, mein Kind, das ist alles, was ich vom Himmel erbitte, bis zu der Stunde, die der Allmächtige für meinen Tod oder für meine Befreiung ersehen hat!“

Nicht ohne große Anstrengung gelang es dem Frem-

den, den von Billy bezeichneten Ort zu erreichen. Man mußte mehrere Felsblöcke übersteigen, die bis dahin noch kein anderer Fuß als der des Hirtenknaben betreten hatte, und das dichte Gestrüpp von Dornen durchbrechen, welches jeder Spur eines Pfades entbehrte. Mehr als einmal meinte der Unglückliche, dem weitem Vordringen entsagen zu müssen; aber welche Kraft flößt nicht dem Menschen die Hoffnung ein, dem sichern Tode zu entrinnen! — Mit übermenschlicher Anstrengung überwand der Verwundete alle Hindernisse und endlich hatte Billy die Freude, ihn auf das weiche Mooslager jener hohen geräumigen Felsgrotte zu betten, deren niederer Eingang nur ihm allein bekannt war.

Es fing an zu dunkeln. Der junge Hirte beeilte sich, seinen Schützling zu verlassen, um durch zu spätes Heimkommen nicht Verdacht im Hause zu erregen. Der Unbekannte erging sich in warmen, herzlichen Dankesäußerungen gegen seinen Retter auch dann noch, als derselbe die dunkle Höhle bereits verlassen hatte und eilig von Fels zu Felsen sprang, um seine Herde wieder einzuholen, die den Weg nach dem Dorf hinab bereits allein gefunden. Mit hoch erhobnem Haupte schritt Billy in den Hof seines Brotherrn hinein. Zum erstenmal in seinem Leben bewahrte seine Brust ein wichtiges Geheimnis und noch dazu hatte er einem Menschen das Leben gerettet, wie sollte er da nicht stolz sein!

Was wir soeben berichtet haben, trug sich im Jahre 1688 zu, zu der Zeit, als Jakob II. auf dem Throne Englands saß, für dessen Besitz er zitterte und welchen er sich durch grausame Verfolgung seiner Gegner, der Anhänger Wilhelms von Oranien, zu sichern glaubte. Infolge hiervon lag ein schwerer Bann der Furcht und des Entsetzens über dem ganzen Lande.

Aber im Geheimen wuchs von Tag zu Tag die Schar der Freunde und Anhänger Wilhelms von Oranien. Ein Teil derselben war zu ihm nach Holland geflüchtet, andere wirkten heimlich zu seinen Gunsten im Lande. Schon hatte Wilhelm in aller Stille eine mächtige Flotte ausgerüstet

und sein Admiral Ruffel wartete nur den günstigen Augenblick ab, um damit in England einzufallen.

Um sich über die Verhältnisse daselbst zu unterrichten und diesen günstigen Zeitpunkt richtig zu wählen, schickte der Prinz verschiedene Vertrauensmänner mit wichtigen Briefen nach England und Schottland hinüber. Unter diesen Vertrauten befand sich auch der Graf von Weserstein, der mit einer Gräfin aus Northumberland verheiratet gewesen war und daher ohne Aufsehen die Familie seiner verstorbenen Frau daselbst besuchen konnte.

Auch war er mit den vornehmsten Herrschaften dieser Provinz eng befreundet und in der Lage, genaue Erkundigungen darüber einzuziehen, auf welche Hilfe Prinz Wilhelm bei seinem bevorstehenden Ueberfall zu zählen haben würde. So reiste denn der edle Graf mit dieser ebenso wichtigen als gefährlichen Sendung betraut nach England ab. Er begab sich zuerst zu seinem Schwager, der ein Schloß in der Nähe von Newcastle bewohnte, einem der glühendsten Feinde Jakobs.

Aber sei es nun, daß die Anwesenheit des Grafen Verdacht erweckt hatte, sei es, daß man schon früher seinem Schwager mißtraute, — kaum war Weserstein einige Tage da, so kam der Befehl, das Schloß mit Militär zu besetzen und alle Personen gefangen zu nehmen, die es bewohnten!

Durch einen glücklichen Zufall stand Graf Weserstein eben am Fenster des Schlosses, als die Soldaten den Berg herauf zogen. Nichts Gutes ahnend eilte er sofort hinab in den Stall, wo er stets ein gefatteltes Pferd stehen hatte, bestieg dasselbe und verließ durch eine Hintertür des Parks das Schloß in dem Augenblick, als die Truppen des Königs in den ersten Hof desselben einritten.

Graf Weserstein legte mehr als dreißig englische Meilen im Galopp zurück, ohne anzuhalten; er kannte das Schicksal nur zu genau, dem er verfallen war, wenn man ihn gefangen nahm und seine wichtigen Papiere bei ihm fand, die er gleichwohl nicht zerstören, sondern bis zum letzten Atemzuge verteidigen wollte. Sein Plan war, nach Schottland zu entfliehen, wo er hoffte, sich leichter verbergen zu können, wenigstens für die erste Zeit. — Schon

hatte er die jumpfige Heide glücklich passirt, die dieses Land von England scheidet, als sein treues Roß gänzlich erschöpft unter ihm zusammenbrach, daß er genöthigt war, seine Reise zu Fuß fortzusetzen. Halbtot vor Müdigkeit und Hunger näherte er sich einem kleinen Dorfe, aber o Schrecken! — soeben hatte eine Abteilung Soldaten dieses Dorf verlassen und kam ihm auf der Landstraße entgegen gezogen. — Natürlich ging er sofort von der Heerstraße ab und schlug sich in den Wald, der an dieser Stelle von einem kleinen Fußsteige durchzogen wurde. Bald aber hörte dieser Weg ganz auf und der Graf befand sich in einer Wüstenei von Felsen und Gesträuch. Er beschloß, die eben einbrechende Nacht abzuwarten, doch auch am folgenden Morgen fand er keinen Ausweg aus dieser Wildnis. Seine Kräfte ließen immer mehr nach, während die Schmerzen in dem des Nachts verstauchten Fuße stündlich zunahmen; so glaubte der Unglückliche sich schon verloren, als er an jener Stelle ankam, wo er ohne Billys Hilfe wohl die letzte Ruhe gefunden haben würde.

* * *

Die Nacht war vorüber; mit dem ersten schwachen Lichtstrahl, der in die Höhle fiel, sah Weserstein auch seinen jungen Beschützer hereintreten. Er reichte ihm freudig die Hand und versicherte ihn, daß er eine ziemlich gute Nacht gehabt habe und daß die Schmerzen geringer seien.

„Und hier bringe ich etwas, das Euch neue Kräfte geben wird!“ rief Billy ganz glücklich, indem er an der hellsten Stelle der Grotte seine Hirtentasche niederlegte und daraus ein mächtiges Stück Brot, ein Stück Plum pudding und einige Pflaumen auspackte. Weserstein nötigte vergeblich den guten Burschen, dieses köstliche Mahl mit ihm zu teilen.

„Nein, nein,“ rief derselbe abwehrend, „alles, was mir Dolly giebt, soll für Euch allein sein! — Und sie giebt mir oft etwas Gutes!“ fügte er schelmisch hinzu. — „Ueberdies habe ich ein Mittel gefunden, genug Brot für uns

beide zu schaffen. Ihr könnt also ein Jahr in der Höhle bleiben, ohne zu verhungern.“

„Ein Jahr!“ wiederholte der Fremde mit Schaudern. — „Und doch,“ fuhr er fort, „kann ich nicht wissen, wann es mir möglich sein wird, diesen Ort zu verlassen, da ich soeben erst wieder vergeblich versucht habe, meinen Fuß gerade zu biegen.“

„Er wird doch nicht gebrochen sein?“ sagte Billy ängstlich.

„Aber wenn auch,“ tröstete er sich gleich darauf, „ein gebrochener Fuß heilt auch in einigen Wochen, und wo könntet Ihr ihn ruhiger heilen lassen als hier? Ihr habt ein gutes Bett — alle Tage werde ich Euch gute Speisen bringen; später könnt Ihr ganz gewiß bis an den Eingang der Grotte kriechen und Euch dort in die Sonne setzen. Da könnt Ihr den Himmel und die Berge und das weite Thal sehen und wir können manchmal eins plaudern zusammen. Nun, was hat's da noch für Not?“

Weserstein konnte ein Lächeln nicht unterdrücken bei der Vorstellung einer solchen Zukunft. Es war ja das Leben, welches dieser Knabe stets geführt hatte, ohne in seiner Unschuld zu begreifen, daß man zum Glück noch mehr bedürfen könne.

Mit vieler Freude sah Billy den heitern Ausdruck in den Zügen seines Gastes und in die Hände klatschend rief er vergnügt: „Es wird hübsch sein, o, es wird alles ganz gut und schön werden!“

Um des guten Burschen Freude nicht zu trüben, bemühte sich Graf Weserstein, die heitere Miene beizubehalten, und fragte Billy nach allen Verhältnissen der Umgegend, die ihm für später zu ergreifende Maßregeln wichtig schienen.

Was er da erfuhr, ließ ihn immer mehr und mehr das Schicksal segnen, welches ihm eine so sichere Zufluchtsstätte gewährt hatte.

Die Einwohner des Dorfes — so berichtete Billy — waren eifrige Anhänger König Jakobs, und Pächter Jeffrey selbst hatte oft genug die Soldaten auf ihren Streifzügen nach Flüchtlingen und Verfolgten begleitet, ihnen dabei oft als Führer gedient. Der Graf konnte sich also Glück

wünschen, daß sein Unfall ihn verhindert hatte, im Dorfe einzutreten und Jeffreys Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen.

Graf Weserstein war ein Mann von festem Charakter und heiterm Lebensmut. Beide Eigenschaften konnte er reichlich erproben; denn mehr als ein Monat verstrich, ohne daß sich in seinem Befinden eine merkliche Besserung einstellen wollte.

Wenn man zu diesen beständigen körperlichen Schmerzen noch die Entbehrung jedweder Bequemlichkeit und die immer trostlosere Aussicht in die Zukunft rechnet, so wird man zugeben müssen, daß ein sehr starker Geist dazu gehörte, alle diese Prüfungen heiter und standhaft zu ertragen.

Kein Wunder, daß auch Billy von der Seelengröße des Grafen tief gerührt wurde. Er empfand für ihn jenes innige, mit Bewunderung vereinte Mitleid, woraus gewöhnlich eine unbegrenzte Hingebung zu erwachsen pflegt; lieber wäre er tausendmal in den Tod gegangen, als daß er durch ein Wort oder einen Blick die Sicherheit des Grafen gefährdet hätte, und sein einziges Sinnen und Trachten war, dessen traurige Lage auf alle erdenkliche Weise zu erleichtern.

Der Graf horchte seinerseits an jedem Morgen mit gleicher Ungeduld auf die Schritte des einzigen menschlichen Wesens, das sich ihm nahte, um ihm nach der langen, oft in Schmerzen durchwachten Nacht ein freundliches Trosteswort zu sagen. Er empfing seinen kleinen Wohlthäter mit wahren Entzücken, als einzige Aufheiterung und Zerstreuung in diesen trüben Tagen völliger Einsamkeit, und gewöhnte sich bald daran, mit ihm über alle möglichen Gegenstände zu plaudern. Je mehr er dabei Billy kennen lernte, desto mehr erstaunte er über den klaren Verstand und das goldbreine Herz des jungen Menschen.

Die langen Tage, welche diese beiden so sehr verschiedenen Menschen in ungestörtem Beisammensein verlebten, wurden bald zu einem großen Segen für Billy. Der Graf fand eine hohe Befriedigung darin, die reich angelegte Natur des jungen Hirten nach und nach zur Entwicklung zu bringen. Er lehrte durch seine Erzählungen

den Sohn der Wildnis die Wunder dieser „Welt“ kennen, von der Billy gemeint hatte, sie sei wohl hundertmal größer als Jeffreys Pachtgut.

Billy lauschte mit atemloser Spannung den Berichten seines neuen Lehrers. Als er erfuhr, wie viele Nationen, wie viele Könige und Fürsten es auf Erden gebe, schwand freilich seine hohe Meinung über den Gerichtsamtmann von Dumfries, den er bis dahin als einen der mächtigsten Herren der Welt verehrt hatte, und sogar das Ansehen Nikolaus Jeffreys sank etwas tiefer bei ihm; aber sein Interesse für alle diese wunderbaren, nie geahnten Dinge wuchs mit jedem Tage. Er wurde des Fragens nicht müde und der Graf wußte auf alles eine Antwort.

„Morgen werde ich eine Stunde später kommen,“ sagte er eines Abends zum Grafen, „Nikolaus Jeffrey geht nach Lothmaben, und da will mir Dolly eine Lehrstunde geben.“

„Was für eine Lehrstunde?“ fragte Weserstein.

„Eine Lehrstunde,“ berichtete der Knabe. „Dolly liest schon ganz fertig und lernt jetzt auch schreiben. Da ich später als Soldat gern etwas wissen möchte, habe ich sie gebeten, mich das Lesen auch zu lehren. Aber es geht freilich sehr langsam, weil wir nur so selten Stunden haben können!“

Es war kaum ein Tag vergangen, ohne daß Billy von Dolly gesprochen hätte; aber erst heute fragte ihn der Graf genauer nach diesem so oft genannten Wesen.

Dolly, berichtete der Knabe, sei das einzige Kind des Pächters Jeffrey. Dolly sei elf Jahre alt, sie habe schöne blaue Augen und lange blonde Locken und besitze das beste Herz von der Welt; sie war es ja, die ihren Vater bewogen hatte, Billy nach dem Tode seiner Eltern in den Hof herein zu nehmen!

„Und da ich dies weiß,“ schloß der Hirte seine begeisterte Rede, „so könnt Ihr wohl denken, wie lieb ich Dolly habe. Ich denke den ganzen Tag nur daran, womit ich ihr eine Freude machen könnte. Ich steige auf die höchsten Bäume, um ihr ein hübsches Vogelei zu holen; ich bringe ihr das beste Gras vom Berge mit für ihre

Kaninchen; ich bade ihren kleinen Pudel im Teiche; ich bringe ihr die seltenen roten Blumen, die nur hoch auf den Felsen oben blühen; meine einzige Freude den ganzen Tag über ist es, an die Abendstunden zu denken, wo ich die kleine Dolly wieder sehe und ihr alles erzähle. Ich muß es Euch gestehen, lieber Herr, es war mir im Anfang ganz entsetzlich schwer, ihr nichts von Euch zu sagen; ich wußte gar nicht, wie ich das aushalten sollte, wenn wir zusammen schwätzten!"

"Und von was schwätzt ihr denn?" fragte der Graf belustigt.

"O, von allem! Wir sprechen von der Henne und ihren zwölf Küchlein, vom weißen Kaninchen, von der Ziege, zuweilen auch von Kachel, der Wirtschafterin, oder von meinen Schweinen, wir haben immer sehr viel zu sprechen mit einander."

Der Graf lachte. — "Höre," sagte er, "wenn du dir ein Buch verschaffen kannst, so will ich dich das Lesen lehren; du sollst bald ebensoviel können wie Dolly."

Es war Billy ein leichtes, sich einen alten Band eines englischen Geschichtswerkes zu verschaffen, in dem er, unter Wesersteins Anleitung bald geläufig lesen lernte. Angespornet durch seines Schülers Wißbegierde und schnelles Begreifen, blieb der gute Graf dabei nicht stehen. Er gab Billy das nötige Geld, um Tinte, Federn und Papier zu kaufen, und lehrte ihn auch die Anfangsgründe des Schreibens und Rechnens. Diese Zerstreuung half dem einsamen Manne, die Zeit in unterhaltender Weise hinzubringen, und trug viel dazu bei, ihn von seinen traurigen, düstern Gedanken abzuziehen.

Es war indessen keine kleine Aufgabe für Billy, stets genügende Nahrung für den Grafen herbeizuschaffen. Da er als ein armes Kind bekannt war, das man nur aus Barmherzigkeit auf den Hof genommen hatte, so durfte er kein Geld blicken lassen, ohne sich der Frage auszuweichen, wo er es herbekommen habe. Er konnte daher keine Nahrungsmittel kaufen und auch das Schreibmaterial hatte er sich aus einem fremden Dorfe geholt, wohin er nur selten gehen konnte. Gar oft mußte er sich selbst mit

einem gar kleinen Bissen begnügen, um seinem Schülking eine größere Portion zu verschaffen; und in dem heißen Wunsch, demselben auch ab und zu etwas bessere Nahrung zu bringen, ließ er sich dazu verleiten, zuweilen in unbewachten Augenblicken ein Leberbleisel der letzten Mahlzeit aus der Küche zu entwenden, wenn Rahel nicht gleich die Schüsseln einschloß. Die Wirtschafterin beschuldigte solcher Diebstähle dann die Katzen, den Hund, oder wohl gar die Magd; an Billy dachte sie niemals. Sie hatte ihm noch nicht einmal von ihren schlimmen Entdeckungen etwas gesagt, so fest überzeugt war sie von seiner Ehrlichkeit.

Eines Abends sah Billy, wie Rahel einen kleinen Schinken, den sie eben gekocht hatte, auf eine weiße Schüssel legte und in der Speisekammer ganz hoch oben auf ein Brett stellte. Sofort schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, wie viele köstliche Mahlzeiten der arme Graf von diesem Fleisch halten könnte. Der Gedanke verfolgte ihn förmlich und ließ ihn die ganze Nacht nicht schlafen. Am folgenden Morgen, ehe er hinaustrieb, guckte er noch einmal in die offene Speisekammer. O Himmel! sie war leer — weit und breit kein Mensch zu sehen — und da oben lag der saftige Schinken! —

Frau Rahel, die eben schnell abgerufen worden war, kehrte erst zurück, als es dem Knaben gelungen war, den Schinken herabzuholen und in seiner geräumigen Hintertasche geborgen mit hinauf in die Höhle zu schleppen.

Am Abend dieses Tages, als er seine Schweine in den Hof getrieben hatte, sagte Rahel zu ihm: „Billy, mein Kind, wir haben einen Dieb im Hause, einen ganz abscheulich frechen Dieb, solltest du es glauben?“ Und sie erzählte ihm alle Vorkommnisse der letzten Tage, mit dem Verluste des Schinkens schließend.

„Billy, was sagst du dazu? Ist das nicht schändlich?“ fragte sie dann.

„Ja, Rahel, es ist schändlich,“ sagte Billy leise. Aber er wagte es nicht, seine Blicke von dem Strohgebund zu erheben, das er eben im Arme trug, und als er das Stroh in den Stall gebracht hatte, warf er sich darauf und weinte bitterlich.

Der November hatte begonnen und in den Bergen fing es an, empfindlich kalt zu werden. Da die Höhle, in der Weseferstein hauste, nur eine enge Oeffnung hatte, und Billy dieselbe alle Abende sorgfältig mit Gras und Moos verstopfte, hatte sich dieser Ort ziemlich lange noch warm gehalten. Jetzt aber fand Billy den armen Kranken oft halb erstarrt, und wurde von ihm jeden Morgen mit der Klage empfangen, daß er während der Nacht mehr von Kälte als von seiner Wunde gelitten habe. — In der That hatte sich der Fuß des Grafen endlich so weit gebessert, daß er einige zwanzig Schritte vor die Höhle hinaus machen konnte; aber es stand zu befürchten, daß der Einfluß beständiger Kälte diese Besserung nur zu bald wieder vernichten würde. Billy dachte also unablässig über ein Mittel zur Abhilfe dieses Uebelstandes nach. Eines Tages, als er mit einem Auftrag in eine Bodenkammer des Hauses geschickt wurde, sah er daselbst unter vielen bei Seite gestellten Gegenständen auch einen alten zerrissenen Mantel seines Herrn hängen. Die zahlreichen Mottenlöcher und Staubflecken, welche dieses Kleidungsstück bedeckten, bewiesen zur Genüge, daß es seit Jahren nicht gebraucht wurde und wohl auch niemals wieder benützt werden könne.

Zitternd näherte sich Billy dem kostbaren Funde, legte ihn prüfend um die Schultern, und indem seine Augen leuchteten, als habe er einen verborgenen Schatz gehoben, dachte er freudig: „O, wie wird der arme Graf sich erwärmen unter diesem dicken Mantel!“

Und der Mantel wanderte denselben Weg, wie Frau Rahels Schinken! — —

Weseferstein hatte nicht den Mut, den guten Knaben auszuschelten, aber er nahm ihm ein heiliges Versprechen ab, nie wieder etwas für ihn zu entwenden.

Billy durfte jetzt die Schweine nur noch vormittags austreiben. Nachmittags verwendete man ihn zu verschiedenen Arbeiten im Hofe.

Zwei Tage nach dem eben geschilderten Vorfall bemerkte er, daß Dolly immer mit einer gewissen Aengstlichkeit vor der Scheune hin und her ging, in der er mit einem Knecht des Pächters die trockenen Erbsen auszudreschen

beschäftigt war. Er beeilte sich, diese Arbeit zu beenden und Dolly auf einer kleinen Gartenbank aufzusuchen, wo sie ganz traurig saß.

„Hast du geweint, Dolly?“ fragte er sie, „hat dir jemand etwas zu leide gethan, oder hast du irgend einen Kummer?“

„Ja, Billy, ich habe einen großen, großen Kummer,“ sagte das Kind, ohne die hervorbrechenden Thränen länger zurückhalten zu können, „man hat dem Vater einen Mantel gestohlen; weißt du es schon, Billy? Und weißt du auch, daß der abscheuliche Hans behauptet, daß kein anderer Mensch als — als — als du, Billy, in die Kammer gekommen ist, wo der Mantel gehangen hat?“

Die letzten Worte waren fast erstickt von dem Schluchzen des kleinen Mädchens.

„Dolly,“ sagte ihr Gefährte mit einem seltsam feierlichen Tone, den sie noch nie von ihm gehört hatte, „Dolly, der liebe Gott sieht uns, der liebe Gott, der alles weiß, er weiß auch, daß ich nicht schuldig bin.“

„Ich glaube es, Billy, o, ich glaube dir!“ rief Dolly, während ihr liebliches Gesichtchen unter Thränen zu lächeln begann und in heller Freude strahlte. „Wie traurig wäre ich gewesen, wenn du so etwas Schlechtes gethan hättest!“ —

Dolly erwähnte nie wieder diese Angelegenheit; aber es schien Billy, daß die Leute des Hofes ihn oft mit argwöhnischen Blicken betrachteten. Frau Rahel schloß alle ihre Schränke und Thüren so sorgfältig ab, daß es unserm armen Proviantmeister sehr schwer wurde, sein mühseliges Amt zu verwalten. Er konnte fast nichts anderes mehr für seinen Pflegling erübrigen, als das, was er sich selbst vom Munde absparte.

„Ich weiß nicht, was im Lande vorgeht,“ sagte der Hirtenknabe eines Morgens zu Weserstein, „man sieht überall nichts als Soldaten. Man sollte meinen, sie wüchsen allerorten aus der Erde, so viele ziehen jeden Tag durch unser Dorf und über die Berge.“

Diese Neuigkeit gab dem Grafen viel zu denken. Ohne Zweifel — schloß er — war die Empörung gegen König Jakob irgendwo in England zum Ausbruch gekommen, aber schnell wieder erstickt worden, und jetzt schickte man Truppen

aus, um die Anhänger des Prinzen Wilhelm überall auszuspiiren. Die Berge würden genau untersucht und auch sein Schlupfwinkel endlich aufgefunden werden, fürchtete er. Dies waren die peinlichen Gedanken, die ihn Tag und Nacht nicht ruhen ließen. Was ihn aber besonders dazu brachte, seine Lage plötzlich als so gefährlich anzusehen, war, daß sie ihm nachgerade unerträglich geworden war. Es war anfangs Dezember, er hatte also länger als drei Monate in dieser Felsenhöhle gelebt, beraubt von allem, was ein Mann seines Standes als notwendiges Lebensbedürfnis ansieht, und wenn die leichten Schneeflocken, die der Sturm in seine Höhle trieb, sich mehrten, wenn die kalte weiße Decke sich viele Schuh hoch über das Land legte und Billy verhinderte, seine Zufluchtsstätte zu besuchen, was dann? — —

Erfrieren und verhungern erschien ihm ein so furchtbarer Tod, daß er ihm alles andere vorgezogen hätte. Was hätte er nicht darum gegeben, wieder in Northumberland bei seinen Freunden zu sein, die ihn verbergen konnten, bis sich eine Gelegenheit zum Einschiffen fand! — —

Aber wie nach Northumberland gelangen? Er hatte kein Pferd, er konnte sich nur mit Mühe auf den Füßen erhalten, und die Wege, die nach England führten, waren rauh und beschwerlich.

Der Graf konnte Billy nicht länger seine trüben Gedanken verbergen; ihr Gespräch drehte sich jetzt fast ausschließlich um die verschiedenen Pläne, die er schmiedete, um aus seinem jetzigen Zufluchtsort an einen andern zu gelangen. Bei näherer Betrachtung erwies sich aber leider jeder dieser Pläne als unausführbar, und Billy mußte zu seinem großen Schmerze sehen, wie der Graf unter diesen Aufregungen von Tag zu Tag mehr abmagerte und nervöser wurde, wie er sich fast verzehrte in ruhelosem Sinnen und Grübeln. Das Notwendigste schien beiden, ein Pferd herbei zu schaffen; nach langer Ueberlegung blieb man denn auch bei einem Plane stehen, der, von Billy ausgeheckt, wirklich auch dem Grafen so ausführbar erschien, daß er, obwohl zögernd, seine Einwilligung dazu gab. Hätte er sich doch hundertmal lieber den Soldaten Jakobs auf Gnade und

Ungnade ausgeliefert, als diesen edlen, braven Jungen, dem er so viel verdankte, einer Gefahr ausgesetzt!

Billy machte sich denn tapfer an die Ausführung seines Planes.

Er versorgte den Grafen mit Lebensmitteln für einige Tage, erhielt von ihm das zum Ankauf eines Pferdes nötige Geld, und bat Herrn Jeffrey um einen Tag Urlaub unter dem Vorwande, einen alten Vetter seines Vaters zu besuchen, der in einem entfernten Dorfe wohnte. Dann legte er seine besten Kleider an und bürstete sein glänzend braunes Haar so glatt, daß Dolly lachend sagte: er sehe aus, wie ein junger Lord, der auf die Jagd ausziehe.

Der Hirtenknabe folgte dann ungeachtet des Zeitverlustes, den es ihn kostete, der Richtung nach dem Dorfe seines Verwandten, bis er den Hof außer Gesichtswerte wußte. Dann aber bog er zur Rechten ab und schlug den Weg nach Dumfries ein. Dieser Weg war ihm so fremd, daß er sich mehreremale verirrete und erst spät am Nachmittage in der Stadt anlangte.

Er wagte es also nicht, durch Einkehren in einem Gasthaus noch mehr Zeit zu verlieren, kaufte sich nur im Vorübergehen ein Brot in einem Bäckerladen und begab sich sogleich auf Nachforschungen wegen eines Pferdehändlers.

Nachdem er einen solchen ohne Mühe erfragt hatte, trug er ihm sein Anliegen vor:

„Können Sie mir wohl ein Pferd verschaffen,“ sagte er, „das noch brauchbar und nicht gar zu teuer ist?“

„Für wen denn, mein kleiner Freund?“ fragte der Händler mit einem spöttischen Blick auf die kurze Jacke des Jungen, „denn, so billig es immer sein mag, du wirst es doch nicht bezahlen wollen, denke ich?“

„Es soll für Nikolaus Jeffrey sein, den Pächter von S. . . ., und hier ist das Geld, um es zu bezahlen,“ sagte Billy ohne Zögern, denn er hatte sich schon auf diese Frage vorbereitet gehabt.

„Und warum kommt Nikolaus Jeffrey nicht selbst, um es zu kaufen?“

„Er liegt im Bett und ist krank. Ueberdies weiß er,

daß ich mich gut auf Pferde verstehe, da ich es bin, der seinen Einspänner besorgt.“

„Ganz recht,“ sagte der Pferdehändler, „ich weiß ein Pferd, das vorzüglich für ihn passen wird. Wenn du einen Augenblick hier im Vorhaus warten willst, so werde ich meinen Rock anziehen und dich zu dem Herrn begleiten, der es feil hat.“

Der Hirtentnabe trat ein, so weit entfernt von jeglichem Argwohne, daß es ihm nicht einmal auffiel, wie der Händler hinter ihm die Thüre abschloß.

„Das wird wohl in der Stadt so Sitte sein,“ dachte er in seiner Unschuld.

Nun wollte aber ein unglücklicher Zufall, daß nicht nur der Pferdehändler den Pächter genau kannte, sondern daß dieser eben vor einer Stunde erst bei ihm gewesen war und mit ihm gefrühstückt hatte!

Daraus folgte, daß Billy erst nach einer kleinen Viertelstunde die Thüre wieder aufschließen hörte und zwar, um zwei Polizisten einzulassen, welche ihn aufforderten, ihnen im Namen des Gesetzes zum Sheriff (Richter) zu folgen.

Von diesem befragt, gab der arme Bursche mit größter Offenheit Auskunft über alles, was seinen Namen, Herkunft, Wohnort u. s. w. betraf; er gestand sogar unumwunden, daß Nikolaus Jeffrey ihn nicht ausgeschiedt habe, ein Pferd zu kaufen; er verweigerte jedoch standhaft jede Auskunft darüber, ob irgend ein anderer ihm solchen Auftrag gegeben und woher er die zehn Goldstücke habe, die man bei ihm gefunden hatte und von denen er gestand, daß sie nicht sein Eigentum seien. Er begnügte sich damit, Gott zum Zeugen anzurufen, daß er dieses Geld nicht gestohlen habe und ließ sich ruhig ins Gefängnis führen, ohne daß man ihm ein Wort mehr zu erpressen vermochte.

Den selben Abend noch bekam Nikolaus Jeffrey die Vorladung aufs Amt für den nächsten Tag, um über die Person eines Diebes Auskunft zu geben, der behaupten wolle, zu seinem Hause zu gehören. Auf ihr inständiges Bitten nahm Jeffrey seine kleine Dolly, der er nie etwas

abschlagen konnte, auch mit zur Stadt, und so hatte Billy den Schmerz, in Gegenwart Dollys und des braven Mannes, der seit zehn Jahren Vaterstelle an ihm vertreten, ein zweites Verhör zu bestehen, in dem er sich ebenso wenig zu rechtfertigen vermochte wie im ersten.

„Wenn du nicht gestohlen hast,“ sagte der brave Pächter, „so nenne doch die Person, die dir das Geld gegeben hat und der Herr Richter wird dich mit uns nach Haus gehen lassen!“

„Nenne den Namen, Billy, nenne ihn!“ schluchzte Dolly, indem sie bittend ihre kleinen Händchen erhob.

„Ich kann ihn nicht nennen,“ wiederholte Billy, dessen bleiche Wangen und zitternde Lippen nur zu gut die Angst verrieten, die er ausstand, und den Kampf, den er mit sich selbst zu bestehen hatte, um fest zu bleiben. — Obgleich Jeffrey es vermieden hatte, in seiner Aussage ein einziges Wort von den Diebstählen zu erwähnen, die in seinem Hofe vorgekommen waren, mußte die Erinnerung daran, zusammengehalten mit den gegenwärtigen Vorfällen, ihn wohl über Billys Unschuld stutzig machen. Seine Worte zu Billys Gunsten trugen demnach mehr den Ausdruck des Bedauerns an sich, als den der eigenen Ueberzeugung. Dem Richter war das nicht entgangen und so schloß er das Verhör damit, Billy in sein Gefängnis zurückzuschicken, wo er des Spruches der Geschworenen zu harren habe.

Als Dolly diesen Ausspruch vernahm, brach sie von neuem in Schluchzen aus, und sogar Jeffrey konnte seine Bewegung nicht verbergen.

„Weine nicht, Dolly; seid ruhig Meister Jeffrey,“ sagte der junge Hirte, während gleichwohl auch über seine Wangen diese Thränen zu rollen begannen, „der liebe Gott ist ja auch mein Richter und wird mich gerecht richten!“

Als er sich darauf bereit machte, seinen Wächtern in das Gefängnis zu folgen, drängte sich Dolly dicht an ihn heran und sagte, während sie dem treuen Jugendfreund zum letztenmal die Hand drückte: „Der liebe Gott und Dolly wissen es, daß du unschuldig bist!“ — Zugleich ließ sie einen Schilling (ungefähr eine Mark) in seine Hand

gleiten, den ihr der Vater erst eine Stunde zuvor geschenkt hatte, um sich in der Stadt ein hübsches Spielzeug zu kaufen.
„Nimm, es ist alles, was ich habe!“ flüsterte das Kind.

* * *

Als der Tag nach Billys Abreise zu Ende gegangen war, ohne daß er zurückkehrte, brachte der Graf die darauf folgende Nacht in unbeschreiblicher Angst zu. Die schrecklichsten Vorstellungen quälten ihn und hundertmal verdammte er den Egoismus, der ihn blind gemacht habe für die Gefahren, welchen der edle Junge für ihn entgegen gegangen war. Alle eigenen Sorgen verschwanden vor der Todesangst, daß Billy ein Unglück zugestoßen sein möchte, und sobald der Tag graute, fing der arme Graf an, von Felsen zu Felsen zu hinken, um überall mit lauter Stimme des Knaben Namen zu rufen. Er begab sich auch an den Ort, wo er Billy zuerst getroffen hatte und von wo man eine weite Aussicht über die Straßen und Pfade der Umgegend hatte. Aber als er auch dort nirgends eine Spur des Vermißten entdecken konnte, wurde seine Sorge um denselben so mächtig, daß er beschloß, in das Thal hinabzusteigen und Jeffreys Hof aufzusuchen. So schnell als es ihm sein Zustand erlaubte, wankte er, auf zwei Stöcke gestützt, den Fußsteig hinunter, der nach der Landstraße führte. Als er dieselbe erreicht hatte, und eben einige, eilig an ihm vorüberlaufende Bauern nach Jeffreys Gut fragen wollte, sah er sich plötzlich umringt von einer tobenden, schreienden Menschenmenge, die von den Hügeln herabströmend in wildem Chore schrie: „Auf, auf, nach Dumfries! Macht alles nieder, Tod den Tyrannen!“

Kaum wagte Weserstein seinen Ohren zu trauen, als die Aufe: „Hoch Maria! Hoch Wilhelm von Oranien!“ wie köstliche Musik an sein Ohr schlugen. Mit neu gestärkter Kraft mischte er sich unter die Auführer und endlich gelang es ihm auch, sich über die letzten Begebenheiten in England Gewißheit zu verschaffen. Jakob, verlassen von seinem Volk und der Armee, war nach Frankreich geflohen, Wilhelm stand im Begriffe, in London einzuziehen.

Was des Grafen kühnste Träume kaum zu hoffen gewagt, war geschehen, seine heißesten Wünsche erfüllt — fast erlag er dem Uebermaße des Glückes und der Ueberraschung!

Die Schar, welche Weserstein umzingelt hatte und in tollem Reigen mit sich fortriß, bestand zum größten Theil aus armen Landbewohnern, sogenannten Cameroniens, die am meisten unter den Bedrückungen von Jakobs Beamten zu leiden gehabt hatten und nun in wilder Schadenfreude nach der Stadt zogen und alle ihre früheren Peiniger niedermachen wollten.

Wenn auch Weserstein diese blutigen Gelüste nicht gut hieß und noch viel weniger teilen mochte, so war ihm doch die Gelegenheit erwünscht, auf eine gute Art mit nach Dumfries zu kommen. Er nannte also den Anführern der Rotte seinen Namen und gab sich als getreuesten Anhänger Wilhelms zu erkennen, worauf er sofort mit Aclamation zum Anführer des ganzen Haufens ernannt und ihm ein kleiner Korbwagen zur Verfügung gestellt wurde, in dem er denn bald darauf seinen Einzug in die Stadt hielt. Er kam auf diese Art um einige Stunden früher dort an, als sein „Heer“, dessen auserkorene Opfer übrigens bei seinem Einrücken schon das Weite gesucht hatten, so daß sich die Heldenthaten der tapfern Schotten für diesmal darauf beschränken mußten, in den Schenken von Dumfries ihren Patriotismus durch reichlichen Branntweingenuß warm zu halten.

Was den Grafen betrifft, so hatte er merkwürdiges Glück an diesem Tage. Der Wirth des Gasthofes, in welchen er sein Pferd einstellte, war mit dem Roßhändler bekannt, der Billys Verhaftung veranlaßt hatte und konnte Weserstein über die ganze Angelegenheit unterrichten.

Augenblicklich begab sich der Graf nun in das Gerichtshaus und es gelang ihm natürlich sehr leicht, seinen kleinen Freund aus der Haft zu befreien. Nun litt es aber auch unsern Grafen keine Stunde länger in Schottland. Er beschloß, sofort nach England abzureisen und machte Billy den Vorschlag, ihn zu begleiten und stets bei ihm zu bleiben. Mit welcher Freude Billy dieses Anerbieten annahm, kann man sich denken!

Ehe jedoch die Pferde vor den Wagen gespannt waren, schrieb Weserstein einen langen Brief an den Pächter Jeffrey, enthüllte die Unschuld des Hirten vollständig und legte fünf und zwanzig Guineen bei, wodurch er den braven Mann für das ihm entwendete Gut wohl zehnfach entschädigte. Auch Billy fügte diesem Schreiben einige Dankes- und Abschiedsworte bei, sowie einen warmen Gruß für die kleine Dolly.

Nachdem Graf Weserstein drei Monate in London zugebracht und sich dort vollständig erholt hatte, wurde er von seinem Könige Wilhelm auf einen wichtigen und ehrenvollen Posten nach Amsterdam beordert. Seine erste Sorge, sobald er sich in Hollands Hauptstadt niedergelassen hatte, war, seinem Billy die besten Lehrer zu geben und seine Erziehung in einer Weise zu fördern, daß die verlorene Zeit bald hereingebracht wurde. — Der talentvolle fleißige Jüngling entsprach so sehr der von ihm gehegten Aufgabe, daß er schon nach wenigen Jahren für einen der gebildetsten und bestunterrichteten jungen Männer von Amsterdam galt.

Graf Weserstein, der sich noch immer in der Schuld des Jünglings fühlte, beschloß, seine Zukunft für alle Zeiten sicher zu stellen. Er fragte ihn, welchen Beruf er zu wählen gedente, und da Billy den Kaufmannsstand wählte, übergab er ihn einem der ersten Handels Herrn der Stadt, Herrn van Derner; ohne Billys Wissen übermittelte er zugleich diesem Herrn eine Summe von viertausend Dukaten, mit der Bitte, von den Zinsen des Jünglings letzte Ausbildung zu bestreiten und ihn dann als Teilnehmer in das Geschäft aufzunehmen.

Wir werden die Schicksale unseres Helden während der nächsten zehn Jahre nicht im einzelnen erzählen, da sie nur die gewöhnlichen Erlebnisse eines strebsamen und tüchtigen jungen Kaufmanns enthalten. Die letzten vier Jahre hatte er in Batavia noch als Mittheilhaber des Hauses van Derner zugebracht und daselbst sein Vermögen so sehr vergrößert, daß er mit Zufriedenheit auf seine Anstrengungen zurücksehen und nun auch an den Genuß der erworbenen Reichthümer denken konnte.

Alle sein Wünschen und Sehnen ging nach Europa. Da er nie lange Zeit an einem und demselben Ort geblieben war, hatte er sich nirgends recht heimisch fühlen gelernt, sich auch wohl aus diesem Grunde noch nicht verheiratet, und jetzt, wo er in sein dreißigstes Jahr trat, kam ihm sein Leben so trocken und reizlos vor, daß er oft, umgeben von allem Luxus des Reichthums mit einer Art von Heimweh an die Zeit dachte, wo ihm Dolly heimlich ein paar Küsse zugesteckt hatte.

Allmählich stieg unter dem tiefblauen Himmel Batavias die Sehnsucht nach den Nebeln seiner Gebirgsheimat zu einer solchen Höhe, daß er eines Tages rasch beschloß, sich nach Europa einzuschiffen.

Wer schildert das freudige Erstaunen Wesersteins, als sein Pflegesohn ganz unerwartet in Amsterdam bei ihm eintrat! —

Kaum war die erste Freude des Wiedersehens vorüber, so theilte Billy Patterson seinem Wohlthäter unumwunden seinen Wunsch mit, den Geschäften Lebewohl zu sagen und sich vom Handel zurück zu ziehen.

„Ich bin viel reicher geworden,“ sagte er, „als ich es mir jemals gewünscht hatte, warum also soll ich noch länger die Welt durchfliegen, um noch mehr zu sammeln? Ich bin dieses unstäten Wanderlebens müde.“

„Du willst also müßig gehen,“ sagte der Graf mißbilligend, „bedenke, daß du erst neunundzwanzig Jahre alt bist!“

„Ich will nicht müßig sein, ich könnte es nicht einmal, glaube ich. Aber lieber Vater, kann ich nicht eine andere Thätigkeit wählen? Ich will mich dem Landbau widmen. Kann ich nicht morgen, wenn es mir beliebt, einer der ersten Gutsherrn in Dumfries-Shire werden?“

„Was, nach Dumfries-Shire willst du?“ fragte der Graf erstaunt, „dann ist es das Heimweh, das dich übers Meer getrieben hat!“

„Ich glaube es beinahe,“ erwiderte Patterson leise, „denn es geschieht mir so oft, daß meine Gedanken nach unserm Thal hinüberfliegen; ich träume so oft von Meister Nikolans' Pachtthof, daß ich nicht sterben möchte, ohne dies alles wiedergesehen zu haben!“

„Und meine Felshöhle, und das alte Buch: Die Geschichte von England? Ich glaube, es muß noch in einem Winkel dort oben liegen!“

Statt aller Antwort ergriff Billy die Hand des alten Grafen und preßte sie, tief gerührt, an seine Lippen. Der Graf zog ihn in seine Arme und sagte freundlich:

„So gehe denn nach Dumfries, mein Sohn; geh', ich will dich nicht halten! Ich freue mich, daß du echt schottisches Blut in den Adern hast.“

„O, mein geliebter Vater,“ rief der junge Mann freudig, „ob ich in Schottland, oder wo immer ich sein werde, mindestens einmal jedes Jahr muß ich das Glück haben, in Euren Armen zu ruhen, das verspreche ich Euch!“

Vier Wochen später war Billy Patterson in Schottland. Zurückgelehnt in seinen bequemen Reisewagen rollte er auf der Straße dem Pächthofe Jeffreys zu und konnte nicht müde werden, den Kammerdiener an seiner Seite auf die wunderbaren Schönheiten der Landschaft aufmerksam zu machen.

Die einbrechende Nacht nötigte die Reisenden, in einem kleinen Flecken einzufehren, den Billy sofort als denselben erkannte, wo er vor zwölf Jahren barfuß und in zerrissenem Mittel seine erste Schreibfeder eingekauft hatte.

Der Gegensatz zwischen damals und heute erweckte einen solchen Sturm von Gefühlen in seiner Brust, daß er schier vergessen hätte, dem guten Abendbrot zuzusprechen, das der Wirt ihm vorgelegt hatte.

Mr. Crossbie, der Wirt, war in Verzweiflung. Er drehte seine Mühe krampfhaft in den Händen, er räusperte sich in bescheidener Weise, er rückte die Schüsseln auf dem Tische besser zurecht — alles vergeblich!

Endlich fuhr sein vornehmer Gast plötzlich aus seinem Sinnen auf und richtete die schnelle Frage an ihn:

„Wie geht es Nikolaus Jeffrey, dem reichen Pächter von L . . . ?“

Der Wirt fuhr zusammen.

„Reich?“ sagte er verwundert. „O, Euer Gnaden müssen lange Zeit fort gewesen sein, wenn Sie den armen Nikolaus ‚reich‘ nennen können!“

„Ich bin zwölf Jahre von Dumfries fort,“ sagte Billy.

„Und seit zwölf Jahren ist viel Wasser unter der Brücke von Dumfries durchgelaufen, — es hat sich gar manches verändert! Guer Gnaden werden wohl wissen, daß es dazumal gut war, für einen Freund König Jakobs zu gelten; später aber wäre es für Jeffrey besser gewesen, sich des Teufels Freund zu nennen als Jakobs. Nun, er hat sich in den Kopf gesetzt, Jakobite zu bleiben, auch als es nicht mehr an der Zeit war, und Sie können sich die Folgen davon an den Fingern abzählen. — Die Soldaten kommen gar nicht mehr aus dem Hof weg; Ochsen, Schafe, Schweine, alles ist fort; ich weiß nicht, wie Nikolaus noch immer die Pachtsumme zusammenborgen kann. Dieses Jahr wird es wohl vollends zu Ende gehen mit ihm.“

„Sollte der Lord, dem L. . . . gehört, so grausam sein, Jeffrey hinaus zu werfen?“ fragte Billy.

„Der Lord wird sich wohl selbst nicht mehr helfen können, viel weniger seinem Pächter!“ meinte der Wirt; „er will L. . . . schon seit Jahren verkaufen, aber unser Notar bietet es vergeblich feil.“

„Wenn ich gegessen habe, so werden Sie die Güte haben, mich zu dem Notar zu begleiten,“ sagte Billy, „denn ich bin als Käufer hieher gekommen.“

Da er ein gut gefülltes Portefeuille mitgebracht hatte, legte sich Billy Patterson an diesem Abend als Besitzer von L. . . . zu Bette.

Es war aber nicht sein schönes altes Schloß, das der neue Besitzer vor allem zu sehen verlangte. Er bat den Wirt am folgenden Morgen, ihn gleich nach dem Pachtthofe zu führen und ihn daselbst als neuen Besitzer des Gutes vorzustellen, ohne jedoch vorläufig seinen Namen zu nennen. —

Nikolaus Jeffrey, den das Alter und die Sorgen in einer Weise verändert hatten, daß Billy ihn kaum wieder erkannte, war gar nicht erstaunt, daß der neue Besitzer von ihm Auskunft über alle Verhältnisse des Gutes einzuholen wünschte, und wollte eben damit beginnen, ihm seine Berichte abzustatten, als Billy ihn mit den Worten unterbrach:

„Vor allem, lieber Jeffrey, muß ich Euch sagen, daß ich gedente, Euren Pacht um ein bedeutendes niedriger zu stellen. Ich weiß, wie gut Ihr die Felder behandelt,

und bin überzeugt, Ihr könnt keine so hohe Summe herauswirtschaften, wie Ihr bisher gezahlt habt.“

Der arme Greis wurde von dieser unerwarteten Gnade so überrascht, daß sein Dank vergeblich nach den passenden Worten suchte: „Ich hoffe, Euer Gnaden Güte erst verdienen zu lernen — in kurzem kann ich vielleicht —“ stammelte er ganz verwirrt.

„Schon gut, Meister, sprechen wir nicht mehr davon!“ sagte Billy, den die eigene Nahrung schier zu übermannen drohte, „sagt mir lieber, ob Ihr uns zum Frühstück nicht einen jener delikatsten Käse geben wollt, die man nur auf diesem Hofe macht?“

„Ihr habt seiner Gnaden von meinen Käsen erzählt?“ wandte sich Jeffrey an den Wirt, der nicht ermangelte, die Frage zu bejahen.

„Das Frühstück wird im Augenblick da sein,“ sagte Jeffrey, und fing an, aus Leibeskräften nach Rachel und Dolly zu rufen.

Billy hatte schon vom Wirt erfahren, daß Rachel noch auf dem Hofe und Dolly nicht verheiratet sei. Er wußte also im voraus, daß er unter Jeffreys Dach alle die Wesen vereinigt finden werde, an die sich die Erinnerungen seiner Kindheit knüpften. Aber dennoch — als er die altbekannten Namen durch diesen Raum schallen hörte, in dem sich nicht das Geringste verändert hatte, da wurde seine Aufregung so stark, daß er einen Augenblick ans Fenster treten mußte, um sie zu beherrschen. Als er sich wieder umwandte, waren Rachel und Dolly beschäftigt, den Tisch zu decken.

Die erstere erkannte er augenblicklich, Dolly aber war nicht mehr das kleine Mädchen, das er gekannt.

Eine schlankte, hochgewachsene Gestalt, ein feines, etwas schwermütiges Gesicht, mit der Krone von goldblonden Zöpfen darüber, machten Dolly zu einer sehr anziehenden Erscheinung, und ihr alter Freund stand einige Sekunden in stummer Verwunderung ihr gegenüber, bis Jeffrey sie ihm als seine Tochter vorstellte.

Nur schwer gelang es Billy, eine der üblichen Phrasen hervor zu bringen als Begleitung seiner tiefen Verbeugung. Beim Ton seiner Stimme fuhr Dolly heftig zusammen,

erhob die bis dahin gesenkten Augen und eine tiefe Blut bedeckte ihre Wangen.

Ogleich Billy bei Tische von Batavia stets als von seinem Geburtslande sprach, flog doch jedesmal, wenn er es that, ein leises, schelmisches Lächeln über des Mädchens Gesicht.

Billy that, als bemerkte er es nicht und unterhielt sich nur einzig mit dem Pächter, bis er aufbrach, um nun auch das Schloß und die Felder zu besichtigen.

Die folgende Nacht brachte der neue Besitzer des Schlosses in den angenehmsten Plänen und Träumen zu, ohne ein Auge zu schließen.

Am frühen Morgen des andern Tages stand Billy schon wieder in der Stube seines Pächters. Derselbe war draußen auf dem Felde beschäftigt und nur Dolly anwesend. Er begann von allerlei gleichgiltigen Dingen zu reden. Plötzlich abbrechend, fragte er sie dann geradezu, warum sie bei seinem Erscheinen gestern so verlegen geworden sei?

„Es war eine Aehnlichkeit daran schuld,“ sagte das Mädchen, „eine wirklich überraschende Aehnlichkeit, — —“

„Zwischen mir und einem Freunde wahrscheinlich?“ forschte Billy.

„Ach ja, — einem lieben Freunde!“ wiederholte Dolly.

„Ihr gleicht ihm wunderbar,“ fuhr sie fort, „oder vielmehr, er gleicht Euer Gnaden wunderbar!“ verbesserte sie sich verlegen; „aber ich glaube nicht, daß jener Freund noch am Leben ist.“

„Hat er Dumfries schon lange verlassen?“

„Seit zwölf Jahren.“ — Und durch geschicktes Fragen bekam Billy seine ganze Geschichte aus dem Munde des Mädchens zu hören, die sich dabei so warm sprach, daß sie die steigende Bewegung ihres Zuhörers nicht bemerkte.

„Endlich,“ schloß sie ihren Bericht, „wurde seine Unschuld anerkannt; dieser Graf Weserstein schrieb einen Brief an meinen Vater. — Für mich bedurfte es keines Briefes, — o, ich wußte es, daß Billy nimmermehr ein gemeiner Dieb sein konnte!“

Billy, seiner selbst nicht mehr mächtig, hatte Dollys Hand ergriffen und war eben im Begriff, sich ihr zu nennen, als Nikolaus eintrat.

Benachrichtigt vom Eintreffen seines Herrn, kam der brave Mann, beladen mit einem großen Stoß Rechnungen über die letzten Jahre. Er bat Billy, am Tische Platz zu nehmen, wo auch Dolly mit ihrer Näharbeit saß, und begann, ihm die Abschlüsse der letzten Jahre vorzulesen. Lange Zeit predigte der gute Pächter tauben Ohren. Aber als er an die schweren Verluste kam, die seinen völligen Ruin herbeigeführt hatten, da wurde Billy dennoch aufmerksam, denn er sah, wie sich die Augen des Greises mit Thränen füllten. Als derselbe sein Buch zugeschlagen hatte, faltete er über demselben die Hände und sagte bebend: „So kommt es, daß ich, ehemals der reichste Pächter von Schottland, nun dem Himmel danke, — aus voller Seele danke! — daß er mir durch Euer Gnaden Barmherzigkeit eine so unerwartete Hilfe geschickt hat. Ja, Euer Gnaden retten mich und mein Kind vom bittersten Elend. Für sie, — für Dolly, habe ich ja am meisten gezittert, denn Euer Gnaden wissen ja, was das Schicksal eines armen Mädchens ist, das keine Aussteuer hat!“ —

„Ihr seid im Irrtum, Meister Nikolaus!“ rief jetzt Billy auffpringend. „Eure Tochter hat wohl eine Aussteuer, sie hat ein großes, herrliches Vermögen! — Hier ist es,“ sagte er, einen Schilling in Dollys Schoß werfend, „und hier,“ fügte er hinzu, „ist der Mann, der um Dolly und ihre reiche Mitgift wirbt!“

Man kann sich das Erstaunen des alten Mannes denken, als er endlich Billy erkannte. Sprachlos starrte er bald den stattlichen jungen Mann, bald seine Dolly an. Diese aber lächelte verschmüht. Sie hatte Billy schon lange erkannt und reichte ihm nun freudig unter den Segenswünschen des Vaters ihre Hand. Der Pächthof, welcher in den letzten Jahren so viel Trübsal und Not gesehen, ward nun wieder zu einem Orte des Friedens und des Frohsinns, an welchem sich auch der edle Graf zuweilen einfand, um sich an dem Glücke seiner Bewohner zu erfreuen. Daß er auch die Höhle, welche ihm in trüber Zeit Obdach und Schutz gewährt, mit Billy wieder besuchte, brauche ich meine jungen Leser wohl nicht besonders zu versichern.

Maria Rosa.

Es war ein heißer Tag gewesen und die Sonne, die so brennend vom Himmel gestrahlt hatte, schien sich nur ungerne von der schönen Erde zu trennen; in feuriger Gluth küßten ihre Strahlen noch zum Abschied die sanft gekräuselten Wellen des Sees von Nemi und woben einen Purpursaum um seine waldigen Uferhügel. Tiefe Stille herrschte rings, nur ab und zu unterbrochen durch den fernen Gesang heimkehrender Landleute.

So oft sich eine dieser schmelzenden italienischen Volksweisen in der Ferne vernehmen ließ, trällerte eine klare, fein geschulte Männerstimme die Töne mit. Diese Stimme gehörte einem jungen Franzosen, der unweit von Genzano am Seeufer saß und mit sichtlichem Entzücken die wunderbare Landschaft in sein Skizzenbuch aufnahm.

Seit einem Jahr weilte Leo von Esturil in Italien zur Ausbildung seines schönen Malertalentes; der Wunsch, seine Mappe mit einigen neuen Skizzen zu bereichern, hatte ihn von Rom nach Genzano geführt. Sein Gepäck hatte er unter der Obhut eines alten Dieners zurückgelassen und sich in Genzano ganz allein bei einer Bauernfamilie eingemietet, um dort recht frei und ungestört seinen Studien obzuliegen. Jeden Morgen verließ er mit Sonnenaufgang sein bescheidenes Stübchen, das Malgerät und kalte Küche mit sich nehmend, und selten kehrte er vor Abend wieder heim; selten aber auch kehrte er heim, ohne beim Durchstreifen der Umgegend neue, entzückende Motive für seinen Pinsel gefunden zu haben. Das Bild, an welchem er heute arbeitete, war nahezu fertig, und voll Eifer, das letzte Tageslicht zu seiner Vollendung zu benützen, blickte Leo kaum

auf und hörte es auch nicht, daß zwei junge Dorfbewohnerinnen sich leise näher geschlichen hatten und ihm von rückwärts in sein Gemälde blickten.

Jetzt aber will die eine von ihnen noch einen Schritt näher herantreten, ihr Fuß streift einen der glänzenden Kiesel des Ufers und polternd rollt derselbe den Fluten zu.

Rasch umblickend gewahrt Leo eine Erscheinung, wie sie kein Rafael schöner träumen könnte, und halb betäubt vor freudigem Schrecken starrt er das holde junge Wesen sprachlos an.

„Herr Maler,“ spricht das etwa fünfzehnjährige Kind mit schüchterner Stimme, „es ist gefährlich, so spät noch am See zu weilen. Bitte, geht heim!“ —

Kaum hatte sie die seltsame Warnung ausgesprochen, so ergriff sie den Arm ihrer älteren Gefährtin und beide machten sich eiligst davon. Leo sprang auf und wollte ihnen nachsehen, aber seine kleine Warnerin drehte sich um und machte mit der Hand eine so dringend abwehrende Bewegung, daß der Maler sich verpflichtet fühlte, die stumme Bitte zu achten, und seine Schritte anhielt. In diesem Augenblicke sah er aus dem nahen Gebüsch einen Mann treten, der den beiden Mädchen entgegen kam und bald darauf mit ihnen wieder im Walde verschwand. Leo stand noch immer sinnend im Nachschauen verloren, als längst das helle Gewand des Kindes im Gebüsch verschwunden war. — Er hatte in der Campagna von Rom schon viele jener stolzen Schönheiten kennen gelernt, an denen Rom so reich ist, aber keine von ihnen hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, wie dieses Kind. —

Umsonst war es, daß er Pinsel und Palette wieder aufnahm, die Landschaft vor ihm, die ihn noch eben so sehr entzückt hatte, schien plötzlich matt und farblos geworden. Ja, diese schlanke, zarte Gestalt, diese großen, träumerischen schwarzen Augen, das bezaubernde Lächeln um den kleinen Mund und die schweren dunklen Flechten unter dem weißen römischen Schleier, — das hätte er malen können; aber der Monte Cavi, der See und das blaue Meer am fernen Horizont war für ihn verschwunden. In tiefem Sinnen blieb er stehen, bis die kurze Dämme-

zung des Südens der Dunkelheit zu weichen begann. Dann erst packte er hastig sein Malgerät zusammen und machte sich auf den Heimweg.

Esturil war Künstler von ganzem Gemüt und Herzen, und mit Künstleraugen hatte er auch das schöne Kind erschaut. Es war keine bessere Staffage zu erdenken für sein Bild des Némi-Sees, als dieses ächt-römische Mädchen. Er beschäftigte sich den ganzen folgenden Tag damit, ihre Gestalt aus der Erinnerung in verschiedenen Stellungen zu skizziren, um sie im Vordergrund seines Gemäldes anzubringen. Aber keine dieser Skizzen genügte ihm, ein Blatt nach dem andern zerriß er unwillig, bis er endlich einen raschen Entschluß faßte, sein Malgerät zurecht machte und hinaus an den See eilte.

„Ich Thor,“ dachte er, „was plage ich mich so unnötig ab? Das Mädchen wird wieder kommen und mir für ein kleines Geschenk gern Modell stehen. Bis daß sie kommt, kann ich gerade noch die Baumgruppe vollenden, die ich gestern skizzirt habe.“

Gesagt, gethan. Er ging hinab an den See und malte fleißig, zwei, drei Stunden lang. Aber so oft auch in der Ferne ein weißes Schleiertuch auftauchte, stets zeigte es sich beim Näherkommen als das einer Fremden, und vergeblich wartete der junge Maler auf seine kleine Warnerin.

Mit einem Eigensinn, der ihm selbst beinahe unerklärlich war, begab er sich nun auf Nachforschungen in den umliegenden Dörfern, bis nach Terracina hinauf, aber unverrichteter Sache kehrte er nach zwei Tagen auch von diesem Ausfluge heim, ohne eine Spur des lieblichen Kindes entdeckt zu haben.

„Unfinn!“ sagte er nun bei sich selbst, „warum muß es denn gerade durchaus dieses Mädchen sein, das ich male! Kann ich mir nicht ebenso gut den nächsten besten Fischerbuben aussuchen?“

Wieder begab er sich an den See und wirklich war ihm das Schicksal hold, denn da am Ufer saß ein hübscher, schwarzlockiger Jüngling, mit dem Ausbessern eines Netzes beschäftigt, in so malerischer Stellung, daß Esturil sofort den Bleistift ergriff und ihn abzeichnete. Voll Eifer bei

dieser Arbeit blickte er gar nicht auf vom Papier und fuhr erschreckt zusammen, als unvermuthet die weiche Stimme von neulich wieder an sein Ohr schlug:

„Es ist gefährlich, so spät noch am See zu weilen; o bitte, Herr Maler, geht doch lieber heim!“

In freudigster Ueberraschung drehte sich Leo herum und erfaßte den Arm des Mädchens, das dicht hinter ihm stand: „Gefährlich, sagst du?“ rief er ihr entgegen, „gefährlich? — und doch wagst du selbst dich ganz allein zu so später Stunde an den See!“

„O, ich fürchte mich nicht!“ erwiderte das Kind mit traurigem Lächeln, „für mich hat es keine Gefahr, bin ich doch in zwei Minuten daheim!“

„Bitte, laßt meinen Arm los, Herr Maler,“ fügte sie leise hinzu, „denn Mutter wartet schon auf mich!“

„Wer ist denn deine Mutter, und wo wohnet ihr?“ fragte Esturil, indem er die Hand des Mädchens losließ.

„Ich habe keine Mutter mehr, nur eine Stiefmutter,“ sprach das Mädchen, „und sie ist böse, sehr böse, die Teta; sie schlägt mich, wenn ich zu spät heimkomme!“

„Armes Kind!“ sagte Leo bedauernd, „wie kann man ein so zartes Wesen schlagen, das ist abscheulich!“ —

Ohne ein Wort zu reden, streifte das Mädchen den weißen hauschigen Ärmel zurück und wies auf mehrere dunkle, blutunterlaufene Flecke.

„Es thut weh!“ sagte sie einfach.

„Armes, armes Kind!“ wiederholte der Maler, „so gehe denn schnell, damit du dir nicht wieder solch' grausame Züchtigung zuziehst, aber versprich mir, morgen wieder an den See zu kommen — willst du?“

„Ich trage morgen früh Gemüse und Butter zu unserm guten Herrn Pfarrer nach Genzano; auf dem Rückweg will ich zu Euch kommen, wenn mich die Köchin in der Pfarre nicht so lange warten läßt.“

„Gut, mein Kind; ich werde hier sein und dich erwarten.“

Mit freundlichem Gruß schritt das Mädchen dem Walde zu. Als sie an dem Fischerbuben vorüberkam, nickte sie ihm zu und rief ein freundliches: „Gute Nacht, Carlo!“ nach dem Strande hinüber.

„Gute Nacht, Maria Rosa!“ Klang es zurück, „willst du nicht ein paar Fische mitnehmen?“

„Gieb her! — Wenn ich Zeta etwas bringe, so schlägt sie mich niemals!“

„Da, bringe ihr auch dieses!“ rief Leo, an die beiden herantretend und dem Mädchen ein Silberstück reichend.

„Nein, Herr! Geld nehme ich nicht, das nehmen nur die Betteldirnen. Ich danke Euch!“ —

Mit Erstaunen begegnete der junge Mann einem stolzen Ausblicken der schwarzen Augen, und nachdenklich blickte er der Enteilenden nach, bis der letzte Schimmer ihres weißen Schleiertuches im Gebüsch verschwunden war.

„Wer ist das Mädchen, wer sind seine Eltern?“ wandte er sich dann an Carlo, der eben sein Fischergeräthe auf die Schultern hob, um sich auf den Heimweg zu begeben.

„Es ist Maria Rosa, die ‚Perle von Nemi,‘“ sprach der Bursche, „ihr Vater heißt Ascano. Ihre Mutter war eine brave Frau, Gott schenke ihr die ewige Seligkeit! — Die schickte das Kind alle Tage zu unserm Herrn Pfarrer in die Schule und ließ sie bei der Margheritta das Nähen lernen.“

„Bei der Margheritta, sagst du?“ unterbrach ihn der Maler, „bei meiner Hauswirthin? Dann kannte sie ja das Kind genau.“

„Gewiß kennt sie es! Wer sollte die Perle von Nemi nicht kennen!“

„Und ihre Mutter, Carlo, ist sie schon lange tot?“ forschte der Maler weiter.

„Vor zwei Jahren ist sie gestorben, und so lange hat das arme Ding auch keine gute Stunde mehr gehabt!“

„Ist ihr Vater nicht gut mit ihr?“

„Der? — O, heilige Jungfrau! Ascano sollte gut sein zu irgend einem Menschen! Wenn der Herr den wüßten Gesellen kannte, so würde er nicht danach fragen.“

Esturil begann sich immer mehr für das Schicksal dieses unglücklichen Kindes zu interessiren. Am Abend, als seine Wirthin Margheritta die Lampe mit Olivenöl füllte und den Spinnrocken zurecht schob, nahm er ihr gegenüber Platz und fragte die redselige Alte noch genauer

aus um Ascano und seine Familie. Nichts konnte der Alten willkommener sein; ging ihr doch stets, wie man so sagt, das Herz auf, wenn sie von ihrem Liebling „Maria Rosa“ sprechen durfte.

Esturil erfuhr also alles, was er zu wissen wünschte. Er hörte, daß Ascano ein leidenschaftlicher Trinker und Spieler von der allerschlimmsten Sorte sei. So lange seine erste Frau lebte, mäßigte er noch einigermaßen seine unglückseligen Begierden, aber seit er, kurz nach ihrem Tode, die reiche, aber böse Teta gefreit hatte, warf er sich diesen Lastern so rückhaltslos in die Arme, daß er bald das schöne Besitztum, welches ihm Teta zugebracht, verspielt und verunken hatte.

Die Familie, die früher ein so gutes Auskommen gehabt, befand sich bald in bitterstem Glend. Ascano überhäufte nun Teta mit Vorwürfen und Mißhandlungen, und diese wieder ließ ihren ganzen Groll an ihrem Stiefkinde aus, kurz — es herrschte ein so schrecklicher Zustand in Maria Rosas Vaterhaus, daß sie oft den Tod als willkommenen Erlöser aus ihrem Glend ersehnte!

Der Unterricht, den sie vorher bei dem braven Pfarrer von Genzano genossen hatte, ihre geistige Ausbildung befähigte sie vielleicht nur dazu, den Schmutz, die Unordnung, den beständigen Zanf und Streit im Hause um so schmerzlicher zu empfinden. Mehr als einmal schon war ihre Verzweiflung so hoch gestiegen, daß sie daran dachte, ihrem Leben selbst ein Ende zu machen, aber der Zuspruch ihres alten Lehrers hielt sie immer wieder aufrecht, und die Minuten, die sie heimlich ab und zu sich abstehlen konnte, um zu ihm nach Genzano zu eilen, waren die Lichtstrahlen in ihrem dunklen Leben.

Da — es mochte ein halbes Jahr vor Leos Ankunft sein — fand urplötzlich ein Umschwung zum Besseren statt in Ascanos Wirtschaft. Es wurden wieder Kühe angeschafft und ein Knecht angenommen, der die fast ganz verwilderten Felder neu bestellen mußte. Ascano selbst war zwar fast nie zu Hause, denn er hatte in Terracina eine Bedienstung bei einem reichen Engländer gefunden, der ihn sehr freigebig bezahlte, wie Teta den Nachbarinnen

erzählte, aber der Knecht, den er angenommen hatte, brachte bald Garten und Feld wieder ziemlich in Ordnung. Maria Rosa's Aufgabe war es nun, die Erzeugnisse des ersteren alle Marktstage nach Genzano zu tragen, und man kann sich vorstellen, wie gern sie es that! Gaben ihr doch diese Gänge einen sehr willkommenen Vorwand, ihren treuen alten Lehrer nun öfter aufzusuchen als bisher, und sicherten ihr überhaupt wenigstens einige Stunden der Freiheit, des Aufatmens nach den Qualen, die sie daheim zu erdulden hatte. —

Soweit erfuhr Leo die Geschichte des Mädchens aus dem Munde der braven Margheritta. Aber es gab in dieser Geschichte noch einen dunklen Punkt, den niemand kannte als Maria Rosa allein! —

Seit etwa einem Jahre war Ascano nur selten mehr nach Hause gekommen; da erschien er eines Abends mit wilder, verführter Miene, und nach kurzem heimlichen Gespräch mit seiner Frau stürmte er wieder fort in die Nacht hinaus. Am nächsten Morgen füllte sich das kleine Städtchen Nemi mit Soldaten, die allenthalben bei den Bürgern einquartiert wurden. Man sagte, sie seien zur Verfolgung der Räuber ausgesandt. Auch bei Teta wurden fünf Mann ins Quartier gelegt und Tetas Laune dadurch nicht eben gebessert! Was Maria Rosa an diesem Tage von der Mutter zu leiden hatte, spottet jeder Beschreibung.

Das arme Kind lag schlaflos auf seinem Lager und quälte sich vergebens ab, einen Ausweg, eine Abhilfe für die erneuten Roheiten der abscheulichen Stiefmutter zu finden, da plötzlich stand die Gefürchtete an ihrem Bett und befahl ihr leise, aufzustehen. Durch Zeichen bedeutete sie das Mädchen sodann, einen schweren Korb auf den Rücken zu nehmen, hob selbst einen ähnlichen auf ihre Schultern und flüsterte in furchtbarem Tone:

„Jetzt fort —! aber leise aufgetreten, Maria Rosa, wenn dir dein Leben noch etwas gilt. Ein einziger Ton, und du bist des Todes!“

Halb betäubt von Angst und Schrecken wankte das arme Kind zu der Hinterpforte hinaus, die Teta geöffnet hatte, und folgte schweigend, aber an allen Gliedern zitternd, der Voranschreitenden.

Der Weg, den dieselbe einschlug, war ein schmaler Fußsteig, der steil aufsteigend nach dem Monte Cavi führte. So dunkel wie es um sie her war auf dem rauhen, dornigen Pfade, so hell tauchte plötzlich in Maria Rosas Seele ein schreckliches Licht auf: Dieser Weg bei Nacht und Nebel, — Ascansos plötzliches Erscheinen und Verschwinden, — die Ankunft der Soldaten — ja, ja, es war kein Zweifel, Ascano war ein Brigante geworden, und sie — Maria Rosa — jetzt auf dem Wege, die Räuberbande, der er angehörte, mit Lebensmitteln zu versorgen! — —

Ihr Entsetzen bei dieser Entdeckung war so groß, daß sie wie gelähmt stehen blieb und sich an einen Baumstamm klammerte.

„Nun, was soll's?“ herrschte sie Teta, sich umblickend, an, „immer vorwärts, faule Dirne, oder ich will dir Beine machen!“

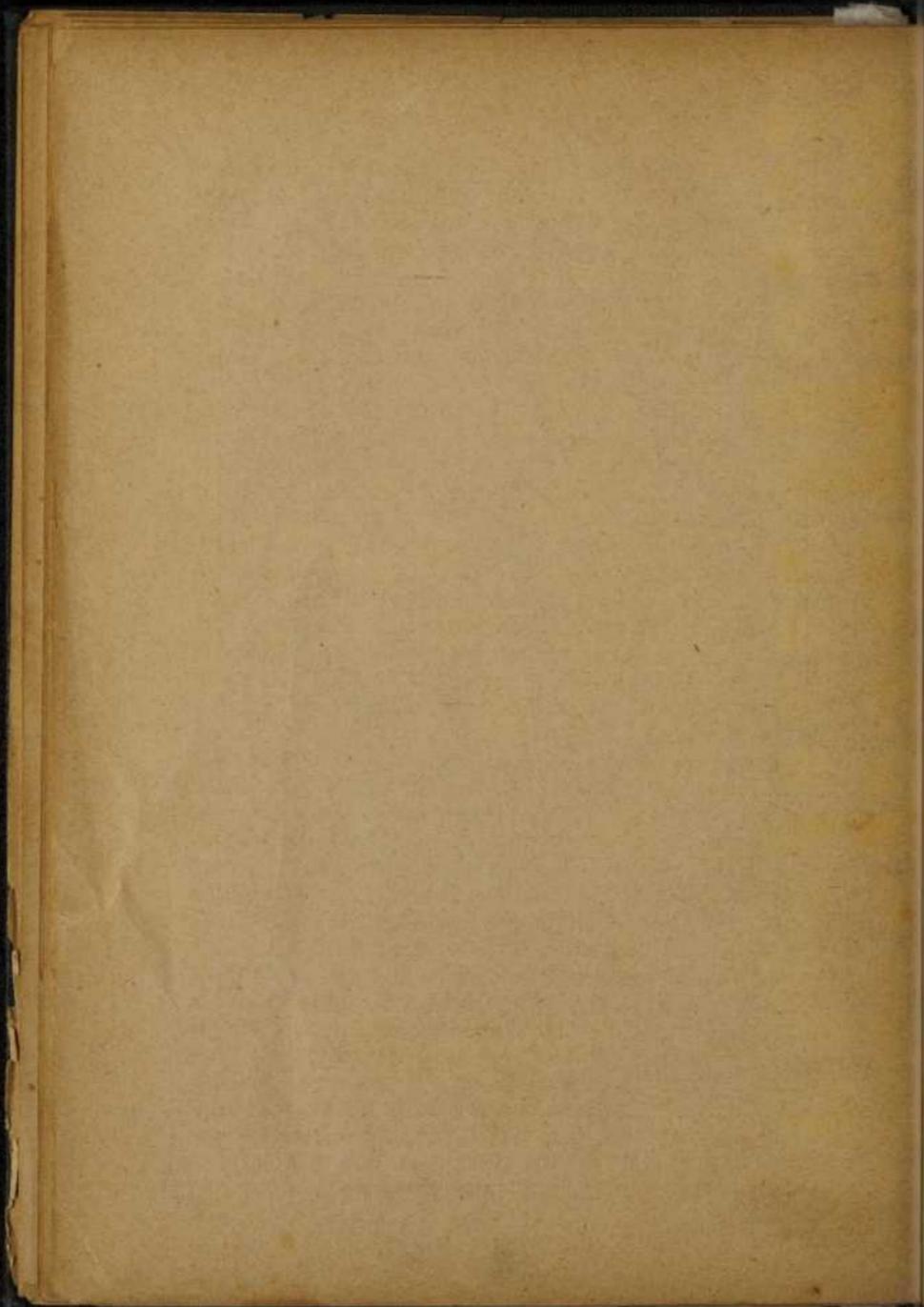
Bei diesen Worten gab sie ihr mit der Faust einen solchen Schlag in den Rücken, daß Maria Rosa sicher niedergestürzt wäre, wenn ihr der Baumstamm nicht zum Halt gedient hätte. Alle ihre Kräfte zusammenfassend, setzte sie den beschwerlichen Weg weiter fort und war nur noch des einzigen Gedankens mächtig: „Laß mich doch sterben, lieber Gott! O, nimm mich doch zu dir!“ —

Teta hielt endlich ihre Schritte auf der Höhe des Berges an, wo sie in einer kleinen Nische des Gehölzes stehen blieb und dreimal in die Hände klatschte. Sofort erschien Ascano, begleitet von einem anderen Manne, der gleich ihm bis an die Zähne bewaffnet war. Maria Rosa zog sich so weit als möglich von den Männern zurück, aber sie konnte es nicht verhindern, Bruchstücke ihrer wilden Reden zu vernehmen, sie mußte es schauernd mit anhören, wie Mutter Teta berichtete, in welcher Weise man die Soldaten irre zu führen vermöchte, und wie sodann die beiden Räuber von gelungenen Schandthaten und von Plänen zu neuen Verbrechen sprachen, als wären es die alltäglichsten Dinge. Das Blut in ihren Adern schien zu Eis zu werden, eine völlige Erstarrung umfing das arme Wesen.

Da rüttelte sie die Faust des Vaters rauh empor. Er



Zwei junge Dorfbewohnerinnen blickten ihm von rückwärts in sein
Gemälde (S. 34).



hielt einen Dolch in seiner Rechten und sagte in drohendem Tone: „Schwöre mir ewiges Stillschweigen über alles, was du hier gesehen und gehört hast. Ein einziges Wort des Verrates, und dieser Stahl macht deinem Leben ein Ende!“

„Sei ruhig, Liebster,“ sprach Teta spöttisch, „und überlasse mir diese Sorge! Ich mußte den Wurm wohl mitnehmen, weil mir die Last zu schwer war, aber verlaß dich darauf, er soll schweigen!“

Seit diesem Tage war Maria Rosa die Mitwifferin, die gezwungene Gehilfin bei den verwegensten Raubzügen. Keiner Menschenseele durfte sie sich anvertrauen, ohne ihre Eltern an den Galgen zu bringen, still für sich allein mußte sie das Furchtbare tragen, und ihre Wangen erbleichten mehr von Tag zu Tag unter dieser beständigen Qual. Ascano war zum Hauptmann einer zahlreichen Schar von Briganten erwählt worden, deren Schlupfwinkel auf dem Monte Cavi zerstreut lagen, und dorthin mußte allnächtlich Proviant geschafft, von dort mußten Bottschaften in entfernte Teile des Landes entsendet werden, und den Mittelpunkt dieses ganzen Treibens bildete die Hütte der vertwegenen Teta.

Die besten Soldaten des Heeres hatte man nach dem Monte Cavi entsendet, aber — nicht Einer dieser Braven war von da zurückgekehrt. Sie waren alle von den Räubern niedergemetzelt worden! Kurze Zeit ehe Leo in die Gegend kam, entführten Ascanos Gefellen am Albanersee einen reichen jungen Engländer und bestimmten ein sehr hohes Lösegeld für seine Freilassung. Die Eltern des Jünglings erhielten die Weisung, an einem bestimmten Tag die Summe von 200 Goldstücken in den hohlen Stamm einer Eiche zu legen, wenn sie ihren Sohn zurück haben wollten. Selten geschah es, daß solche Briefe ohne Erfolg blieben; und so wurde der junge Gefangene bis zu dem bestimmten Tage gut verpflegt. Maria Rosa fiel die Aufgabe zu, ihm allabendlich sein Essen an die vergitterte Thüre der Felshöhle zu tragen, in der er eingesperrt war. Den Schlüssel zu diesem Gefängnis verwahrte Teta unter ihrem Kopflissen.

Als der bestimmte Tag herangekommen war, befaßt

sie ihrer Tochter, an die große Eiche am Waldessaum zu gehen und das Geld zu holen. Zum erstenmal gehorchte Maria Rosa nicht augenblicklich, sondern blieb ruhig stehen, die Augen fest auf das Antlitz ihrer Mutter geheftet.

„Und wenn ich kein Geld dort finde?“ fragte sie.

„Dann ist der Engländer morgen früh tot,“ sprach Zeta so ruhig, daß ein eisiger Schauer durch des Mädchens Glieder fuhr.

„Geh, geh,“ drängte die Alte, „auf dich, auf die Perle von Nemi“ wird niemand Verdacht haben! Ein spöttisches Lachen begleitete die letzten Worte.

„Gut, ich gehe!“ sagte Maria Rosa entschlossen, für sich selbst aber fügte sie hinzu: „Nun weiß ich auch, wohin ich gehe!“

Sie fand in der Eiche wirklich die geforderte Summe und der junge Engländer wurde seiner Familie wiedergegeben, aber nachdem Maria Rosa den Buntel abgeliefert hatte, verließ sie aufs neue das Haus und eilte zu ihrem lieben alten Lehrer, dem Pfarrer von Genzano.

„Hochwürdiger Herr!“ flehte sie ihn an, „verschafft mir die Möglichkeit, in einem Kloster Aufnahme zu finden! Ich will Konne werden.“

Der Priester fand in diesem Wunsche nichts Auffallendes. Auch ihm selbst war schon der Gedanke gekommen, seine geliebte Schülerin durch den Schleier des Klosters den qualvollen Verhältnissen ihres Vaterhauses zu entziehen. Er billigte Maria Rosas Entschluß, nur sagte er mit bedauerndem Kopfschütteln: „Kind, woher willst du die Aussteuer nehmen? In keines unserer römischen Klöster kann man mit leeren Händen eintreten!“

„Das wußte ich nicht!“ sagte das Mädchen und senkte tiefbetäubt den Blick zu Boden.

„Vertraue auf den Herrn, mein liebes Kind,“ tröstete sie der alte Pfarrer, „wo wir armen Menschen keinen Ausweg mehr sehen, da findet er oft noch Mittel und Wege zu seiner Hilfe! — Ich will mein möglichstes für dich thun und mir alle erdenkliche Mühe geben, einen edlen Menschenfreund aufzufinden, der dich im Kloster einkauft.“

Mit doch etwas erleichtertem Herzen verließ Maria Rosa ihren Beschützer und eilte die Straße hinab. Da fiel ihr Blick zufällig nach dem Fenster ihrer Lehrerin Margheritta und erstaunt gewahrte sie daselbst die Gestalt eines jungen Mannes, der an einer Staffelei stand und malte. Unwillkürlich hielt sie ihre Schritte an und sah einen Augenblick lang nach dem offenen Fenster hinauf, den fein geschnittenen Kopf mit den geistvollen Zügen mit einer ähnlichen Bewunderung betrachtend, wie sie die Altarbilder ihrer Kirche beschauen mochte. — Da trat Margheritta unter die Thüre und zog das Mädchen ins Haus. Die geschwähige Wirtin hatte nichts Giltigeres zu thun, als ihrer kleinen Freundin die Neuigkeit anzuvertrauen, daß ihr neuer Mieter kein gewöhnlicher »Pittore« (Maler) sei, sondern ein sehr vornehmer reicher »Forestiere« (Fremder), der die Kunst nur zu seinem Vergnügen betreibe. Der »Fachino«, der seinen Koffer gebracht, habe es ihr mitgeteilt, und es müsse wohl wahr sein, denn der »Carissimo« habe ihren kleinen Jungen schon zweimal sehr reich beschenkt, und wenn er etwas bestelle, so frage er gar nicht vorher nach dem Preis, wie doch sonst die Forestiere pflegten. Aber Maria Rosa nahm diese Neuigkeit nicht mit dem befriedigten Interesse auf, das Margheritta erwartet hatte. Ihr bleiches Gesicht wurde noch einen Schein weißer und, die Hände faltend, murmelte sie fast unhörbar: „O Dio mio, also auch dieser!“

Stand es doch fest in ihrer Seele, daß den jungen Fremden binnen kurzem ebenfalls das Loß des eben erst geretteten Engländers ereilen werde! Mit kurzen Worten verabschiedete sich das geängstigte Mädchen und eilte heimwärts. Sie konnte es nicht unterlassen, im Vorübergehen noch einen scheuen Blick nach dem bedrohten Fremden hinauf zu senden und seine Züge prägten sich so fest in ihr Gedächtnis ein, daß sie die ganze folgende Nacht von ihm träumte, ihn beständig von Gefahren umringt sehend und sich selbst als seine Retterin. Auch am Tage verließ sie das Bild des Fremden keinen Augenblick und sie fand nicht eher Ruhe, als bis sie ihm die eingangs unserer Erzählung erwähnte Warnung zugeflüstert hatte.

Treu dem gegebenen Versprechen erschien sie den folgenden Morgen mit ihrer Nachbarin Mettina wieder am See und gewährte dem jungen Maler ohne Zögern die Bitte, ihm eine halbe Stunde lang zu einer Zeichnung zu sitzen. Während Leo mit Entzücken dieses feingeschnittene edle Gesicht malte, die kindlich reine Stirne, auf der ein Schatten tiefer, schmerzlicher Trauer zu liegen schien, diese gleichsam hilfesuchenden, schüchtern aufblickenden Augen, begeisterte er sich immer mehr für des Mädchens eigenartige Schönheit.

„Maria Rosa,“ sagte er, „ich muß dich noch einmal malen, lebensgroß, in Del! Du mußt es möglich machen, zu Margheritta zu kommen und mir dort in meinem Atelier noch einigemale zu sitzen! Willst du? Sage den Preis, ich zahle dir einen jeden dafür!“

„Ich will kommen,“ erwiderte das Mädchen, „wenn Sie mir dafür versprechen, nie wieder so spät abends am See zu bleiben!“

„Ich verspreche es, — hier meine Hand! Wie hübsch ist es, daß du kommen willst; ich danke dir, mein Kind!“ fügte er freundlich hinzu, „habe ich doch nach dir gefragt und geforscht alle die Tage her. Bis nach Terracina hinauf bin ich gekommen!“

„O, mein Gott!“ rief das Mädchen mit sichtlichem Zusammenschauern, „gehen Sie doch nicht wieder nach Terracina!“

Lächelnd erwiderte der Maler: „Nein, liebes Kind, jetzt gehe ich nicht mehr von Genzano fort!“

„Aber Genzano ist ebenso gefährlich!“ — — klang es ängstlich zurück.

Maria Rosa hatte das Gesicht von ihm abgewandt und blickte hinaus über die Wellen. Leo glaubte zu sehen, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten.

„Der Herr da versteht nicht, daß du von den Räubern sprichst,“ rief jetzt ihre Freundin, die sich indessen die Skizzen Esturils angesehen hatte und eben das letzte Blatt in die Mappe zurückschob. „Sie müssen wissen,“ wandte sie sich lachend an den Maler, „daß Maria Rosa Tag und Nacht nur von Räubern träumt!“

„Sie mögen nur kommen!“ rief Leo sorglos; „ich habe schon einen netten Revolver in Bereitschaft!“

„Aber wenn nun ihrer zehn, wenn ihrer dreißig kommen?“ stammelte Maria Rosa, „wie dann? — Mettina kann Ihnen sagen, wie oft man davon hört, daß Reisende auf dem Weg von Rom nach Neapel ermordert werden, und erst vor kurzem ist ja wieder ein junger Engländer, der am Albanersee gezeichnet hatte, spurlos verschwunden!“ —

Die letzten Worte brachte das Mädchen nur mit größter Anstrengung über die Lippen. Ihr ganzer Körper zitterte wie Espenlaub:

„Es ist wahr,“ fügte jetzt auch die stets lachende Mettina mit ungewohntem Ernst hinzu, „es ist wahr, daß die Gegend unsicher ist, und vor allem, seit man es nicht mehr wagt, Soldaten gegen die Räuberbanden auszuschießen. Von der letzten Abteilung Militär, die in die Wälder des Monte Cavi marschierte, soll ja nicht einziger Mann zurückgekehrt sein!“

„Auf dem Monte Cavi haben die Briganti (Räuber) wohl ihren Hauptschlupfwinkel?“ fragte Esturil, mehr belustigt als erschreckt durch der Mädchen Furchtsamkeit.

„Ja, — so sagt man,“ bestätigte Mettina, „aber mein Vater sagt, wenn man Nemi in Brand steckte, so würde auch dort mehr als einer aus den Flammen springen.“

„Sehen Sie, sehen Sie, Herr Vater!“ rief Maria Rosa, deren schöne Züge von einer wahrhaft erschreckenden Blässe waren, „sogar Mettina sagt es, und ihr müssen Sie glauben! — Nicht wahr, Sie versprechen mir, stets mit den Arbeitern zugleich nach dem Dorf zurückzukehren? — O, nicht wahr, Sie wollen meiner Warnung folgen?“ —

Die Augen des Mädchens waren zu Boden geschlagen und nur die gefalteten Hände hob sie, wie beschwörend, zu dem jungen Manne empor. Man konnte sich keine Bitte in rührenderer Gestalt denken. —

„Die Warnung, die du aussprichst, muß mir direkt vom Himmel kommen, da er einen seiner Engel damit betraut!“ rief Leo ergriffen; „gewiß werde ich sie befolgen!“

„Gott sei gelobt!“ rang es sich wie ein Schrei von

des Mädchens Lippen, und ganz verwirrt ergriff sie Mettinas Arm: „Komm, komm! wir müssen jetzt fort!“ drängte sie.

„Ich gehe mit euch!“ rief Leo aufspringend.

„Nein, Herr, das werden Sie nicht thun,“ sagte Maria Rosa mit solcher Bestimmtheit, daß Esturil erstaunt aufblickte.

Das eben noch bleiche Gesicht des Mädchens war wie mit Blut übergossen, und ihre Augen blühten in demselben Glanze wie damals, als sie sagte: „Geld nehme ich nicht!“

Welch wunderbares Gemisch von Schüchternheit und Festigkeit war doch in diesem Kinde!

„Warum soll ich euch nicht folgen? Warum dich nicht nach deinem Hause begleiten, Maria Rosa?“ fragte Leo.

„Weil Sie die Schwelle unseres Hauses nicht überschreiten dürfen, nicht einmal kennen dürfen, Herr!“ war die rasche Antwort. „Ich könnte Sie niemals wiedersehen, nie zu Ihnen nach Genzano kommen, wenn Sie es thäten, wenn Sie mein Vaterhaus beträten!“

„Sei ruhig, rätselhafte Kleine!“ sprach er in brüderlichem Tone, „es fällt mir nicht bei, dich scheuen Vogel zu ängstigen! — Auf morgen also!“

„Auf morgen, Herr!“ wiederholte Maria Rosa und eilte mit der Freundin von dannen.

Der Morgen kam und wirklich stellte sich Maria Rosa, begleitet von Mettina, im Atelier Esturils pünktlich ein. Mettina machte sich tausenderlei zu schaffen. Bald sah sie lange Zeit still bewundernd Leos Arbeit zu, bald frante sie neugierig in seinen Sachen, oder lief hinüber zu Mutter Margheritta, ihr zu erzählen, wie wunderherrlich der fremde Pittore das Malen verstände. Maria Rosa stand indessen ruhig auf ihrem Platze neben der Staffelei, aber nur ihr Körper hielt still in der anbefohlenen Stellung, auf dem lieblichen Gesichte wechselten die verschiedenartigsten Empfindungen während des Geplauders mit ihrem neugewonnenen Freunde. Bald erzählte sie mit bebender Stimme vom Glück ihrer ersten Kinderjahre und pries die verklärte Mutter, sowie den einzigen Beschützer, den sie noch auf Erden hatte, den würdigen Pfarrherrn, dann wieder lauschte sie in atemloser Spannung den Erzählungen

Esturils von der märchenhaften Pracht seiner Vaterstadt, von dem Leben in Paris. Am liebsten aber mochte sie ihn von seiner Mutter erzählen hören, die Esturil über alles liebte und verehrte.

„Was seid Ihr glücklich, noch eine Mutter zu haben!“ rief sie dann, und schwere Thränen rollten über ihre Wangen herab.

Leos freundlicher Theilnahme gelang es, ihr auch das Geheimnis ihres jungen traurigen Herzens zu entlocken. Eines Abends, — das Bild war nahezu vollendet und nur noch einige Schatten sollten daran verändert werden, — eines Abends bekannte sie ihm den glühenden Wunsch, dem Vaterhause zu entfliehen und in einem jener römischen Klöster den Schleier zu nehmen, welche junge Mädchen schon in früher Jugend aufnehmen, um sie für das Klosterleben heranzubilden.

Stumm hörte Leo zu und blickte nachdenklich in die glänzenden Augen seines schönen Modelles. „Ich werde deinen Wunsch überlegen, Maria Rosa,“ sagte er endlich, „und mit dem Pfarrex darüber sprechen. Wenn es wirklich dein ernstester Wille ist und der geistliche Herr meint, daß du wohl daran thust, — an der Aussteuer soll es nicht fehlen, die schaffe ich dir.“

Wenig fehlte, daß Maria Rosa dem großmütigen Jüngling zu Füßen gestürzt wäre, so groß war ihre Freude, ihr Glück über sein Versprechen.

Hochklopfenden Herzens kam sie an diesem Abend nach Hause und sank, erschöpft von der Aufregung, auf die Bank am väterlichen Hause nieder, dort noch einmal das oben Gehörte zu überdenken.

Lange Zeit saß sie dort regungslos, den sinnenden Blick in die Ferne gerichtet, nach den Thürmen und Kuppeln jener Stadt, die sie nun bald allen Qualen des jetzigen Lebens entrücken sollte. O, wie fromm wollte sie im Kloster beten! — Beten vor allem für ihn, für den edlen, lieben jungen Fremden, der ihr geholfen hatte, diese Zufluchtsstätte der Ruhe und des Friedens zu erreichen. Gewiß würde ihn der Himmel dafür segnen, dachte das Mädchen, gewiß würde Esturil glücklich, sehr glücklich sein

all sein Lebenlang. Sie mußte wieder still vor sich hin weinen, als sie es dachte.

Da horch! — Die Stimme ihres Vaters dringt durch das geöffnete Fenster und spricht einen Namen aus, der sie erbeben macht.

„Marco hat es gesagt.“

„Der muß es freilich wissen,“ antwortete Teta, „denn er ist ja in seinen Diensten, seit sein Diener das römische Fieber bekam.“

„Marco!“ — Und gestern erst hatte Leo erwähnt, daß er seinen Diener Marco nach Rom geschickt habe, um einen Rahmen für ihr Bild zu bestellen!

„Ja, Marco muß es wissen,“ wiederholt jetzt Ascano die Worte seiner Gattin, „und ich sage dir, Marco spricht, er sei unermesslich reich. Er muß Geld haben wie Heu. Jeden Tag kauft er die teuersten Antiquitäten auf und wenn sein Beutel einmal leer ist, so schreibt er nur eine Zeile auf eine Karte und bekommt ihn dafür von dem Banquier Morelli sofort aufs neue gefüllt. Marco macht seit zwei Monaten Prachtgeschäfte mit dem Franzosen; ich sehe doch gar nicht ein, warum wir das Süßbrotchen von ihm allein rupfen lassen und uns nicht auch ein paar seiner goldenen Federn ausreißen wollen?“

„Das wollen wir doch gewiß thun!“ stimmt Teta bei, „und zwar je eher, je lieber, denn wer steht uns dafür, daß es dem Junker nicht heute oder morgen einfällt, nach Rom zurückzukehren und dann — gute Nacht mit der Beute!“

Maria Rosa hatte genug gehört. — Mit der Behendigkeit eines Rehens, das den Jäger wittert, springt sie auf und eilt flüchtigen Laufes den eben erst gemachten Weg zurück. In der Angst, Leo nicht mehr an dem gewohnten Platze am See zu treffen, beflügelt sie den Lauf so sehr, daß sie endlich völlig atemlos und zu Tode erschöpft zu den Füßen des Bedrohten niedersinkt, der ihr erschrocken entgegen geeilt ist. Leo hebt die halb Bewußtlose in seinen Armen vom Boden und fragt vergeblich nach der Ursache ihres Schreckens. Erst nach einiger Zeit ist das arme Kind im Stande, die Worte hervorzustammeln:

„Fliecht, o fliecht noch in dieser Stunde aus Genzano, Herr Maler, oder es geht um Euer Leben!“

Ein krampfhaftes Schluchzen erstickte ihre weitere Rede, von der Leo nur die abgerissenen Worte: „Die Briganti — Euer Marco hat Euch verraten — fort, fort!“ — verstehen konnte.

Liebreich nahm er das aufgeregte Kind in seine Arme und suchte sie freundlich zu beruhigen:

„Maria Rosa, fasse dich! Was träumst du nur wieder von den Briganti? Du mußt dir diese kindische Furcht aus dem Sinn schlagen!“

„Es ist keine kindische Furcht, es sind keine Träume, Leo von Esturil. — O, es ist bittere, bittere Wahrheit! Nimmermehr wäret Ihr so freundlich zu der armen Maria Rosa gewesen, hättet Ihr gewußt, wem sie angehört!“ —

Mit wilder Verzweiflung sprang das Mädchen auf bei diesen Worten und stellte sich, an allen Gliedern zitternd, vor den jungen Mann hin.

„Herr,“ stammelte sie, „ich bin ein armes, verworfenes Geschöpf, ich bin die Tochter eines Briganto, und er — Ascano — der keinen Menschen je geschont hat, er trachtet Euch nach dem Leben! — Ihr müßt Genzano noch heute, noch diese Stunde verlassen, wenn Ihr der Gefahr ent-rinnen wollt!“

Das hatte Leo nicht zu hören erwartet. Wie erstarrt stand er vor dem zitternden Mädchen.

„Seht Ihr,“ rief diese jetzt in namenlosem Schmerz, „seht Ihr, daß ich Recht hatte? — Geht nun fort, weit fort — nach Rom — nach Paris, die arme verachtete Maria Rosa wird für Euch beten, wenn Ihr auch kein einziges Wort mehr habt für sie! Verachtet, verworfen zu sein — o, es ist furchtbar, es ist entsetzlich!“

Jetzt hatte aber Esturil sich gefaßt.

„Wer sagt, daß ich dich verachte?“ rief er. „Im Gegenteil, mein armes Kind, ich bewundere deine Kraft und Tugend unter so harten Prüfungen. Da du es durchaus für nötig hältst, so werde ich nach Rom zurückkehren, aber nicht, ohne mit dem Pfarrer über dich und deine Zukunft gesprochen zu haben! — Sieh her,“ fuhr er fort,

einen Brief hervorziehend, „da habe ich schon wegen dir an meine Mutter geschrieben und noch heute Abend soll der Brief zur Post kommen.“

Einen schluchzenden Dank stammelnd entfernte sich das Mädchen und Leo schlug den Heimweg nach dem Dorfe ein.

Wie viele Thränen entströmten in dieser Nacht den dunklen Augen Maria Rosas, während sie auf ihrem Lager knieend betete: „Heilige Jungfrau, Dank sei dir, daß du mir vergönntest, sein Leben zu retten! Nimm das meine dafür hin! Nimm die arme Maria Rosa bald in deinen Himmel auf, barmherzige Mutter Gottes!“ — Kein Schlaf hatte noch ihre brennenden Augen erquickt, als am folgenden Morgen Teta an Maria Rosas Kammerthüre klopfte und sie zum gewöhnlichen Marktgang weckte. Bleich und matt schlich das Mädchen dahin unter der schweren Bürde des Korbes, den sie auf dem Kopfe trug. Da, als sie die ersten Häuser von Genzano erreicht hatte, wurde sie durch eine eigentümliche Bewegung in der Straße aus ihrem düstern Sinnen aufgeschreckt.

Alle Bewohner des Ortes schienen versammelt, man rief und schrie und gestikulirte, wie man es nur in Italien thut.

„Was giebt es?“ fragte Maria Rosa beim Näherkommen.

„Ach, weißt du es noch nicht?“ jammerte ihr eine redselige Alte entgegen, „habt ihr es in Rémi noch nicht vernommen? Der gute fremde Pittore ist fort, der schöne junge Signore, der immer da unten am See malte — du mußt ihn doch auch gesehen haben? — Gestern Abend ist er nicht wieder heim gefehrt und die gute Mutter Margheritta hat die ganze Nacht auf ihn gewartet. Dann haben sie Pedro und Carlo nach ihm ausgeschildt, aber Pedro hat nichts gefunden als seinen blutbefleckten Hut und Carlo — O madre di Dio! — da kommt er, da kommt er ja eben selber!“

Die Alte brach schnell ihre Erzählung ab, um sich dem Haufen müßiger Gasser anzuschließen, die dem jungen Dorfbewohner entgegen drängten, der eben staubbedeckt und eiligen Schrittes die Straße herauf kam.

Gern wäre Maria Rosa ihnen allen vorausgestiegen, aber ihr Fuß hastete am Boden, ihre Kniee zitterten, über

ihre weißen, blutleeren Lippen wollte kein Ton dringen. Sie stand da wie vernichtet! — Und wozu auch hätte sie Carlos wortreiche Erzählung anhören sollen? Sie wußte ja doch am besten, wo der Fremde hingekommen war, — sie wußte es!

„Mettina,“ hauchte sie tonlos ihrer Begleiterin zu, „Mettina, wärst du wohl so gut und nähmst meinen Korb mit zum Markte? Ich kann nicht weiter, ich glaube, mich packt die Malaria.“

Und in der That schüttelte ein Fieberfrost die zarten Glieder des Mädchens. Schnell sprang Mettina herbei, ihr die Bürde abzunehmen, indem sie bedauernd den Kopf schüttelte: „Armes Ding, das ist nicht die Malaria! Nur der Schrecken ist es, ich sehe es wohl, der dir so sehr zu Herzen geht! — Ob der Poverino nur wirklich von Briganti entführt, oder ob er im See ertrunken ist, wie Pedro glaubt?“

Maria Rosa wandte nach Hause.

Auf dem einsamen Gang hatte sie Zeit, ihren Entschluß zu fassen und sie war einig darüber, was nun zu thun sei, als sie das elterliche Haus erreichte. Sie mußte Leo retten — um jeden Preis, und der Plan zu dieser Rettung war fertig in ihrem Kopfe.

Ihrem üblen Aussehen glaubte man es gern, daß sie krank sei, und niemand hinderte sie daran, sich zu Bett zu legen. Weiter aber ging Tetas mütterliche Sorgfalt nicht. Den ganzen Tag lag Maria Rosa einsam auf ihrem Lager, den ganzen Tag zerquälte sie ihr armes Herz mit der Frage: „Wird es mir gelingen, werde ich auch nicht zu spät kommen?“ Und, o wie lange ist solch ein Tag! — Endlich, endlich senkten sich die Schatten der Nacht auf die Erde, endlich hörte Maria Rosa ihrer Mutter Holz pantoffel in der Kammer nebenan klappern, — nun noch eine lange, bange Stunde, dann durfte sie hoffen, daß Teta eingeschlafen sei.

Jetzt verläßt sie leise ihr Lager und kleidet sich an. Gebückt horcht sie an der Thüre, — die tiefen regelmäßigen Atemzüge der Schlafenden sind deutlich zu vernehmen, — sie schiebt den Holzriegel zurück und tritt in die Kammer.

Der Mond ist barmherzig, er leuchtet zu der gewagten That, sein sähler Schein streift über das Kopfkissen, auf welchem der Alten Haupt und unter dem — der Schlüssel zu Leo's Gefängnis ruht! — „Wenn aber der Schlüssel nicht dort wäre?“ — Ein Schauer fährt durch Maria Rosas Glieder! — „Wenn der Schlüssel nicht dort, dann ist Leo von Esturil auch nicht gefangen, dann ist er gemordet!“ — Zitternd schleicht das Mädchen näher und schiebt die Finger behutsam unter das Kissen. Da bewegt sich die Alte, sie fährt mit den Händen nach dem Kopf! — Schnell duckt sich das Mädchen wieder und schlüpft unter der Mutter Bett. — Diese richtet sich auf, starrt schlaftrunken in den mondbeglänzten Raum und murmelt:

„Maledetto! muß ich denn immerfort träumen, daß man den Schlüssel stehlen will? — Und doch ist er ja da! — Freilich, freilich, da ist er!“ —

War es ein Zufall, oder giebt es wirklich noch rettende Schutengel, die zur Hilfe der bedrängten Unschuld herbeieilen?

Teta steckt den Schlüssel nicht wieder unter das Kissen, sie legt ihn vor sich hin auf die Decke! — Wieder vergeht eine tödlich lange halbe Stunde. Maria Rosa wagte kaum zu atmen. Endlich hört sie, daß die Alte wieder eingeschlafen ist. Wie ein Phantom richtet sie sich empor, ergreift den Schlüssel und huscht damit zur Thüre hinaus. Wohl war damit der schwerste Teil ihrer Aufgabe vollbracht, aber noch gab es gar manche Schwierigkeit, gar manche Gefahr zu überwinden.

Wie, wenn Ascano eine Wache vor das Gefängnis gestellt hätte, oder wenn Esturil an einem andern, ihr unbekanntem Orte verborgen gehalten wurde? — Alle diese Fragen und Zweifel drängten sich in Maria Rosas Kopf und machten ihre Pulse klopfen, während sie gleich dem geschreckten Wild durch die Büsche flog, nicht achtend der Steilheit, der Rauheit des Weges.

Da, — endlich ist der Felsen erreicht! Hell scheint der Mond auf das schwarze niedrige Gitter, und jeht — täuschen sie ihre Sinne, oder ist es wirklich die bekannte Stimme, die ihren Namen rief? — Nein, nein, es ist keine Täuschung!

„Maria Rosa!“ ruft es leise aus dem Felsen, „warum habe ich dir nicht gefolgt!“

„Hier bin ich!“ ruft das Mädchen — auf fliegt die Thüre und:

„Frei, frei! — durch dich, mein braves, tapferes Mädchen!“ jubelt Esturil seiner Ketterin entgegen.

Diese aber ließ ihm keine Zeit für den stürmischen Ausbruch seines Dankes. Sie drängte zu eiliger Flucht, und bald hatten beide den Fuß des steilen Berges glücklich erreicht. Dort blieb Maria Rosa stehen.

„Lebt wohl, Herr Esturil,“ sprach sie leise, „von hier aus könnt Ihr leicht den Weg allein finden. Zehn Schritte noch und Ihr seid auf der Landstraße nach Genzano.“

„Und du? Was wird aus dir?“ fragte der Jüngling, ihre beiden Hände erfassend.

„Was Gott will!“ hauchte das Mädchen fast unhörbar, „sorget nicht um mich, denkt nur an Eure Rettung!“

„Und dich, die mich mit so viel Heldemut befreite, dich sollte ich in den Händen deiner Peiniger zurücklassen? Wie wäre das möglich!“ rief Leo. „Nein, mein Kind, ich verlasse die Gegend nicht eher, als bis ich dich wohlgeborgen weiß. Zu deinen Eltern darfst du unter keinen Umständen wieder zurückkehren, das steht fest. Ich werde dich also zunächst zum Pfarrer von Genzano bringen und mit ihm laß uns dann das Weitere beraten!“

„Der gute Pfarrer — ja, wenn der mich unter seinen Schutz nehmen wollte — —“ meinte Maria Rosa.

„Er wird es sicher wollen,“ tröstete sie Esturil, „und wenn nicht, so bleibt ja immer noch als letzte Zuflucht Margheritta!“

Gern ließ sich Maria Rosa überreden und willig folgte sie ihrem jungen Beschützer nach Genzano.

Der würdige Pfarrer dieses Ortes war nicht wenig erstaunt, sein liebes Beichtkind zu so früher Morgenstunde an der Hand eines Fremden bei sich eintreten zu sehen. Er fragte nach ihrem Begehre, und nachdem ihm Maria Rosa unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses alles Vorgegangene anvertraut hatte, rief er mit einem dankenden Blicke gen Himmel: „Das fügt sich ja wunderbar! Eben

heute erhielt ich die Antwort des römischen Klosters, an welches ich geschrieben hatte. Deiner Aufnahme daselbst steht nichts im Wege, sobald das Aufnahmegeld bereit ist."

"Das ist es," sagte Leo schnell, "Maria Rosa wird sonach gleich mit mir dahin reisen, und zwar werde ich Mutter Margheritta bitten, sie zu begleiten und dort alles Nötige für sie zu ordnen."

Der Pfarrer sah ein, daß dieser Vorschlag der klügste sei. Er, der seine Landsleute genugsam kannte, wußte gar wohl, daß des Kindes Bleiben in der Gegend keinen Tag mehr dauern durfte, weil keine Macht der Welt sie gegen die Rache Ascans und Tetas daselbst zu schützen vermocht hätte.

Margheritta wurde sofort verständigt, und schon eine Stunde später — Teta rieb eben den Schlaf aus den Augen — raffelte Esturils bequemer Reisewagen der Hauptstadt Italiens zu.

Esturil ermangelte nicht, dieses ganze Abenteuer an seine geliebte Mutter zu berichten, und man kann sich deren Aufregung denken, als sie erfuhr, in welcher Gefahr ihr einziges Kind geschwebt hatte! — Nicht minder groß war aber auch ihr Dank für Leos edelmütige junge Ketterin. Ohne den Sohn etwas davon ahnen zu lassen, schickte sie eine vertraute Dienerin nach dem bezeichneten Kloster, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ob Maria Rosa wirklich aus innerem Antriebe Konne zu werden wünsche, oder ob das liebe Kind diesen Schritt nur in der Verzweiflung ihres Herzens gethan habe. Der letztgenannte Verdacht der klugen Frau bestätigte sich. Das Mädchen — bisher an freies Leben in Gottes schöner Natur gewöhnt — war matt und elend geworden in den Mauern des Klosters, und eine tiefe Niedergeschlagenheit hatte sich ihres ganzen Wesens bemächtigt. Als die Kammerfrau der Baronin sie fragte, ob sie mit ihr nach Paris kommen wolle — o, wie leuchteten da die matten Augen Maria Rosas auf, wie freudezitternd nahm sie das gütige Anerbieten entgegen! —

Die Oberin des Klosters machte keine Schwierigkeiten, das Mädchen ziehen zu lassen, blieb ihr doch Maria Rosas reiche Aussteuer als Entschädigung! — —

Zwei Jahre sind vorüber seit den eben geschilderten Ereignissen, und in dem Hause der verwittweten Baronin von Esturil herrscht frohes Leben. Man erwartet die Heimkehr des Sohnes vom Hause, der nun endlich seine Kunststudien beendet hat und nach dreijähriger Abwesenheit in die Arme seiner Mutter zurückkehren wird. Nicht nur die alte Baronin sieht diesem Augenblick mit Sehnsucht entgegen, auch das Herz ihres schönen Pflөгedöchterchens klopfte ungeduldig unter dem knappen schwarzen Samt wieder, und in froher Hast ordnet sie immer wieder aufs neue die Silbernadeln, welche den römischen Schleier auf ihren reichen schwarzen Flechten befestigen.

„Mama, der Zug muß doch längst angekommen sein!“ ruft sie jetzt, mit einem Blick nach der Uhr.

„Er ist um fünf Uhr angekommen, mein Kind,“ spricht Frau von Esturil lächelnd, „aber du weißt, man hat noch eine starke Viertelstunde zu fahren vom Bahnhof bis an unser Haus.“

„O Mama, meine liebe, gute Mama, wie freue ich mich auf Leos Ankunft!“ jubelt das reizende Wesen in den Armen der Frau, die ihr seit zwei Jahren die treueste Mutter war.

Frau von Esturil hatte eigentlich beabsichtigt gehabt, Maria Rosa einem der guten Pariser Erziehungsinstitute zu übergeben, aber schon beim ersten Anblick hatte die rührende Schönheit des lieblichen Kindes sie so für dasselbe eingenommen, daß sie sie nicht wieder von sich lassen mochte. Die besten Lehrer mußten ins Haus kommen, sie zu unterrichten, und bald hatte Frau von Esturil alle Ursache, auf die Fortschritte ihres Pflөгedöchterchens stolz zu sein.

Mit der dem weiblichen Geschlechte eigenen Fertigkeit hatte sich Maria Rosa auch längst in die neue Kleidung gefunden; sie trug jetzt mit siebzehn Jahren ihre Seidenschleppe so elegant, wie nur irgend eine der jungen Pariserinnen. Aber doch war es ihr ein großes Fest, zuweilen auch das kleidsame römische Kostüm anlegen zu dürfen, welches ihr die gütige Pflegemutter zum ersten Maskenfest, dem sie mit ihr bewohnte, hatte anfertigen lassen. Nach dem Muster der Kleider, in welchen sie ge-

kommen, war dieser Anzug gemacht, aber man hatte dazu die feinsten Stoffe gewählt; statt des groben Wollstoffes war das kurze Röckchen von schwerer Seide, die weißen bauschigen Ärmel vom feinsten Battist und die niedlichen, silbergeschnürten Stiefelchen von rotem Saffianleder. Maria Rosa sah allerliebste aus in dieser kleidsamen Tracht!

Jetzt, — endlich hält der Wagen am Thore und heraus springt der Sohn des Hauses, um in flüchtigen Schritten die Treppe hinan zu eilen. Auch Leo hat sich in diesen zwei Jahren sehr vorteilhaft verändert, er sieht mit seinen 24 Jahren gar männlich und reifegebräunt aus, wie er der glücklichen Mutter in die Arme eilt! — Jetzt richtet er sich wieder auf aus ihren Armen und erstaunt gewahrt er die schlanke zarte Gestalt in römischem Kleide, die schüchtern lächelnd zu ihm aufblickt. Einen Augenblick nur zögert Esturil, dann ruft er jubelnd: „Ist möglich? Maria Rosa, du hier? — Wie oft und oft habe ich an dich gedacht! Wie kommst du zu Mama? — Und wie groß bist du geworden, wie — — —“

Er vollendete nicht, denn die glückliche Mutter unterbrach ihn mit der Aufklärung, und bald hatte sich zwischen den drei glücklichen Menschen jenes eifrige Plauderstündchen eröffnet, das nach langer Trennung alle Schleusen der Liebe und Herzlichkeit zu öffnen pflegt.

Im Herbst desselben Jahres erhielt der brave Pfarrer von Genzano ein Schreiben seines Beichtkinds, seiner ehemaligen Schülerin Maria Rosa, in welchem sie ihm berichtete, daß sie die glückliche Braut Leo von Esturils sei. „Kein anderer Priester,“ schloß sie den Brief, „darf unseren Bund einsegnen, als Sie, mein hochverehrter Freund, und ich bitte Sie inständig, im Namen meines lieben Leo und seiner Mutter, sowie in meinem eigenen, daß Sie zu unserer Trauung nach Paris kommen!“

Als die Antwort des Pfarrers eintraf, riß Maria Rosa in freudiger Ungeduld das Schreiben auf, aber während des Lesens entfärbten sich ihre Wangen und große Thränen rollten langsam hernieder auf das Blatt.

„Was schreibt der Pfarrer?“ fragte Leo, besorgt herantretend, „will er nicht kommen?“

„O ja, er kommt!“ sagte Maria Rosa, „aber er meldet Entsetzliches! Da — lies selbst!“

„Viel hat sich hier zugetragen, mein liebes Kind,“ las Esturil, „Gottes Hand hat gerichtet!“

Der Brief enthielt die Nachricht, daß Ascano eines Tages seine Gattin im Zähjorn so furchtbar mißhandelt habe, daß sie an den erlittenen Verletzungen nach drei Tagen gestorben sei.

„Ascano entfloh,“ — fuhr der Bericht fort — „er blieb durch sechs Monate verschollen. Ich habe nichts gegen ihn und Teta unternommen, da du mir ja das Siegel des Beichtgeheimnisses abverlangt hattest. Aber Gott hat meiner schwachen Kräfte auch nicht bedurft, er weiß die Schuldigen allein zu finden und zu richten. — Am gestrigen Tage ist Ascano im Walde des Monte Cavi von den Soldaten erschossen worden. Sein Haus und seinen Garten will der Gehilfe kaufen, der es so gut bearbeitete, ein braver fleißiger Junge. Er hat sich mit Mettina verlobt und ich werde nächste Woche ihre Ehe kirchlich einsegnen.

„Mutter Margheritta sendet dir und dem braven ‚Pittore‘, wie sie deinen Bräutigam noch immer nennt, ihre besten Grüße!“

„Ja, der Herr hat gerichtet!“ wiederholte Leo in ernstem Tone, als er das Blatt zu Ende gelesen, und umschlang tröstend die liebe junge Braut, die an seinem Herzen weinte.



Universalbibliothek für die Jugend.

In illustrierten Bändchen zum Preise von nur 20 Pfg.

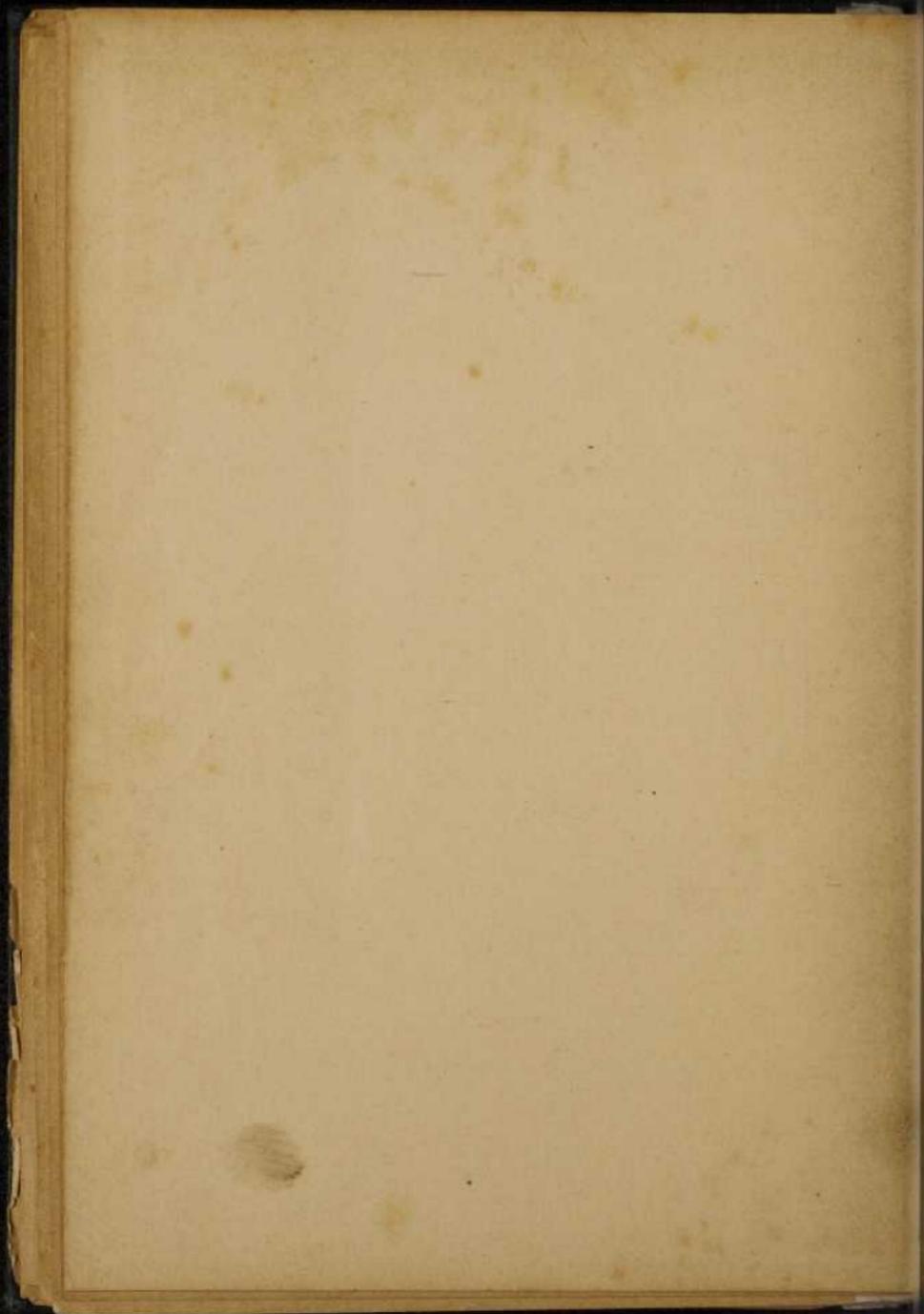
Bis jetzt erschienen:

		In Ganz-	
		Geheftet.	Leinenbb.
		M S	M S
Bändchen 1:	Robinson Crusöe. Nach dem echten Robinson des Defoe von G. Mensch	— 20.	— 60.
" 2/4:	Robinson der Jüngere. Ein Lesebuch für Kinder von J. H. Campe	— 60.	1. —
" 5/6:	Swift, Gullivers Reisen. Bearbeitet von Fr. Werner	— 40.	— 80.
" 7/8:	Luise Pfäler, Des Dorfes Rose oder Aus schwerer Zeit. Erzählung für die reifere Jugend	— 40.	— 80.
" 9/12:	Wilhelm Hauff, Märchen	— 80.	1. 20.
" 13/14:	G. A. Pfessel, Ausgewählte Fabeln und Gedichte	— 40.	— 80.
" 15:	Stille Wildermuth, Kleine Geschichten	— 20.	— 60.
" 16/18:	Cooper, Der rothe Freibeuter. Bearbeitet von E. Trautmann	— 60.	1. —
" 19:	Victor Blüthgen, Harte Steine. Kater Murr. Zwei Erzählungen	— 20.	— 60.
" 20:	Gustav Böcker, Hoffart und Demut. Erzählung aus der Zeit Maria Theresias	— 20.	— 60.
" 21/23:	Cervantes, Don Quichotte. Bearbeitet von Karl Seifart	— 60.	1. —
" 24/27:	Ferry, Der Waldläufer. Bearbeitet von E. Trautmann	— 80.	1. 20.
" 28/29:	Walther, Erzählungen. (für Jüngere)	— 40.	— 80.
" 30:	Hellert, Ausgew. Fabeln und Erzählungen	— 20.	— 60.
" 31/34:	Cooper, Lederstrumpf-Geschichten. I.	— 80.	1. 20.
" 35/38:	" " " " II.	— 80.	1. 20.
" 39:	Luise Pfäler, Märchen	— 20.	— 60.
" 40/43:	Oskar Böcker, Der Tyrann der Goldküste	— 80.	1. 20.

Zahlreiche weitere Bändchen befinden sich in der Vorbereitung.

Die Illustration und Ausstattung der Bändchen ist eine gediegene und geschmackvolle, der Preis von einer bis jetzt nicht dagewesenen Billigkeit.

Jedes der oben aufgeführten Werke ist einzeln, geheftet oder gebunden, zu den beigefügten Preisen zu haben.

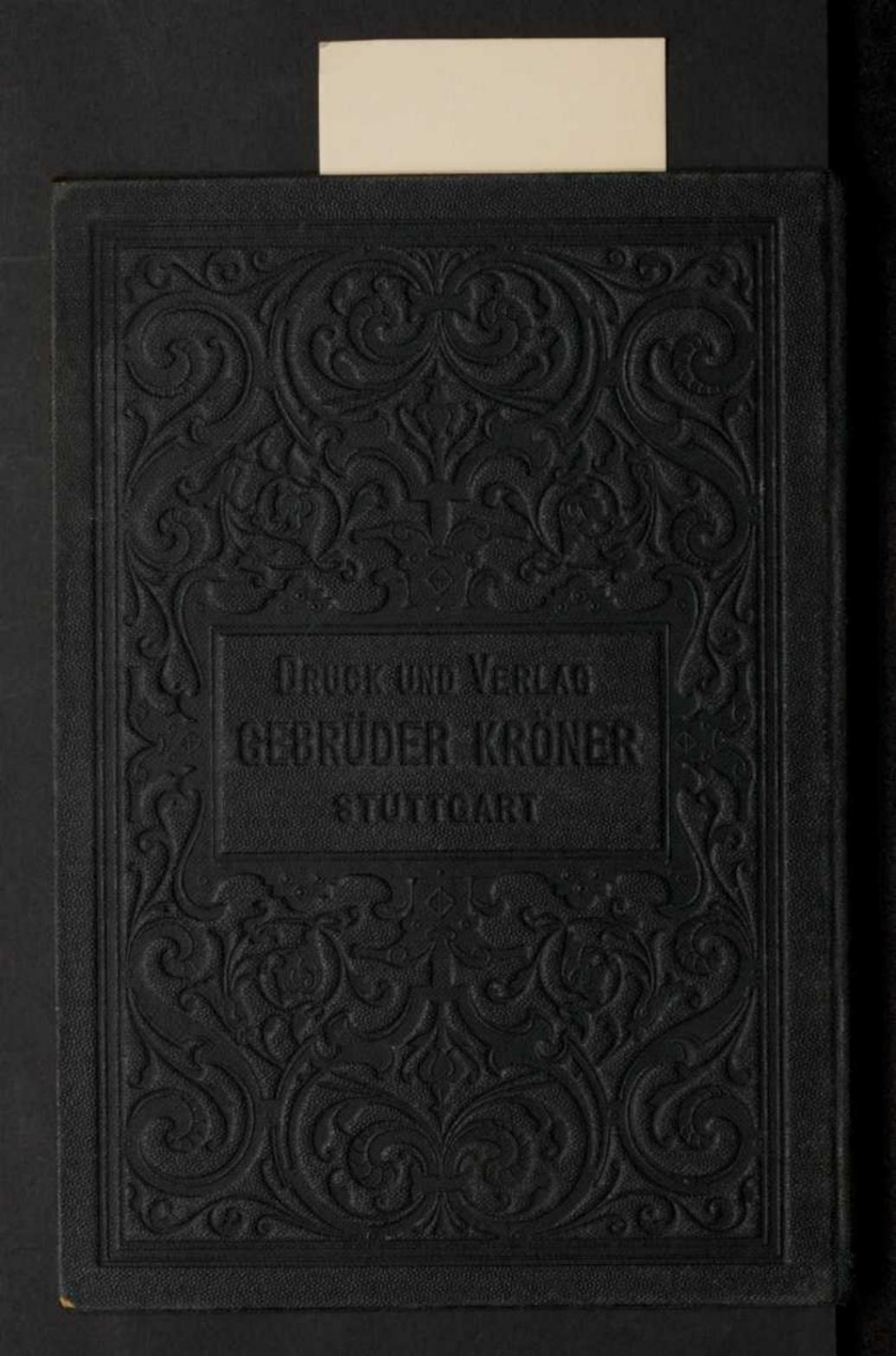


H/S 238 500

Internationale Jugendbibliothek



047002335525



DRUCK UND VERLAG
GEBRÜDER KRÖNER
STUTTGART

Universalbibliothek für die Jugend.

Die jungen Lebensretter

Zwei Erzählungen

nach dem Französischen der Mad. de Bawr

von

G. Michael.

Inhalt:

Billy Patterson oder Birtenknabe und Edelmann.
Maria Rosa oder Die Perle von Némi.

Mit zwei Abbildungen.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Gebrüder Kröner

